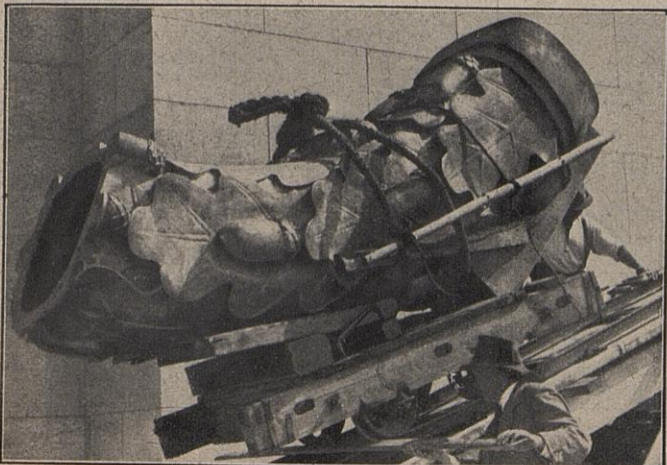




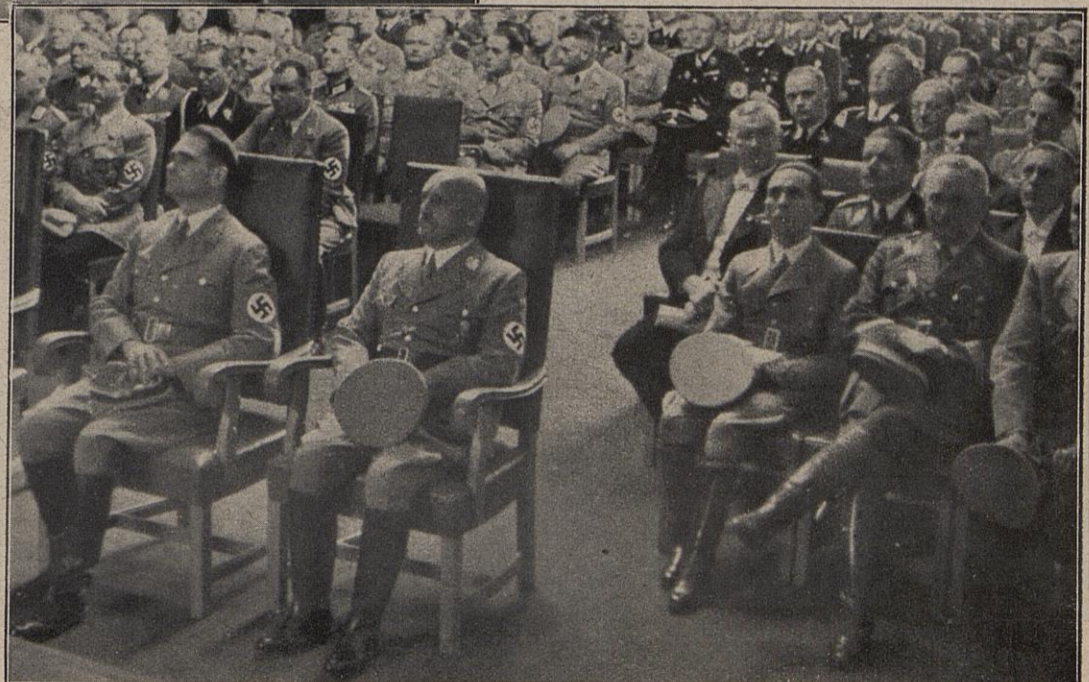
Verkehrsposten am Festtag der Nation.  
Angehörige der Wehrmacht, die mit ihren weiß-  
lackierten Stahlhelmen in den Straßen zur Regelung  
des Verkehrs eingesetzt worden sind.  
Presse-Bild-Zentrale

„Aus heißem, übergewollt dankerfülltem Herzen grüßt Sie diese deutsche aller deutschen Städte!“

Der Führer vernimmt den Gruß der Stadt Nürnberg, die durch den Mund ihres Oberbürgermeisters Liebel dem Schöpfer Großdeutschlands, dem Führer der großen, stolzen, mächtigen und in der Welt wieder geachteten Nation, ihr Willkommen darbietet.



Ein sieben Meter hoher bronzener Kranz umschließt das Hakenkreuz, das den Säulenbau der Zeppelin-Wiese krönt.  
Straßacker



Im Rathaus-Saal:  
Von links nach rechts: Der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß, Gau-  
leiter Streicher, Reichsminister Dr. Goebbels und Reichsminister Kerrl.

Weitbild

# Die Heimkehr des Pour le Mérite- Fliegers

Eine Szenenfolge aus dem neuen Fliegerfilm  
„Pour le mérite“. Spielleitung: Karl Ritter



1918 — noch steht die Front.

Ein Bombenangriff des überstarken Gegners auf die deutsche Fliegerstaffel hinter der Front. Explosionen zersprengen die Zelte und Hangars und mit ihnen kostbarstes Gut: deutsche Kampfflugzeuge. Aber mitten im Bombenregen starten die unversehrt gebliebenen Apparate zum Feindflug.



November 1918.

Müde und mit verbissener Lippe durchschreiten Trupps der zurückgehenden Front die Reihen der Flieger, die zum Heimatflug startbereit stehen.



Rittmeister Frank (Paul Hartmann), mit dem Pour le mérite ausgezeichnet und Führer eines Geschwaders, führt, als jeder Widerstand zwacklos geworden, seine Flieger der Heimat zu, um sie vor der Vernichtung durch den Feind zu retten.



Der Empfang in der Heimat...

Der rote Mob reißt die Männer, die bis zuletzt ihre Pflicht getan haben, aus den Maschinen. Das ist der „Danke“ der Heimat.



#### Auf der Suche nach Arbeit und Brot.

Elend und Not der Nachkriegszeit hegen den Kriegsfieger Prank durch vielerlei Berufe. Eine „Firma“ nimmt den Rittmeister Prank als Teilhaber auf.

Aufnahmen: Ufa - Quick - Nicolai (2), Ufa (7)



#### ... betrogen und gutgläubig ein Opfer von Schiebern.

Als Prank seinen Dienst antreten will, findet er im Büro der Firma ... nur die Reinmachefrau. Mit seinem bekannten Namen aber hatten seine „Teilhaber“ inzwischen schmutzige Geschäfte abgeschlossen.



#### Ueberraschendes Wiedersehen.

In der Scheune eines Fliegerkameraden findet der Rittmeister Prank seine zerschossene, geflickte „Kiste“ wieder, die ein Staffeltamerad vor der Ablieferung an den Feind gerettet hat. Ueberklebt und nummeriert sind die Einschusstellen, die Wunden aus großen Kämpfen.



#### ... angeklagt.

Kommunisten hatten das Versteck des Flugzeuges aufgestöbert. Die einstigen Kampfflieger setzten sich zur Wehr ... Rittmeister Prank verläßt die Heimat und wandert nach Südamerika aus.



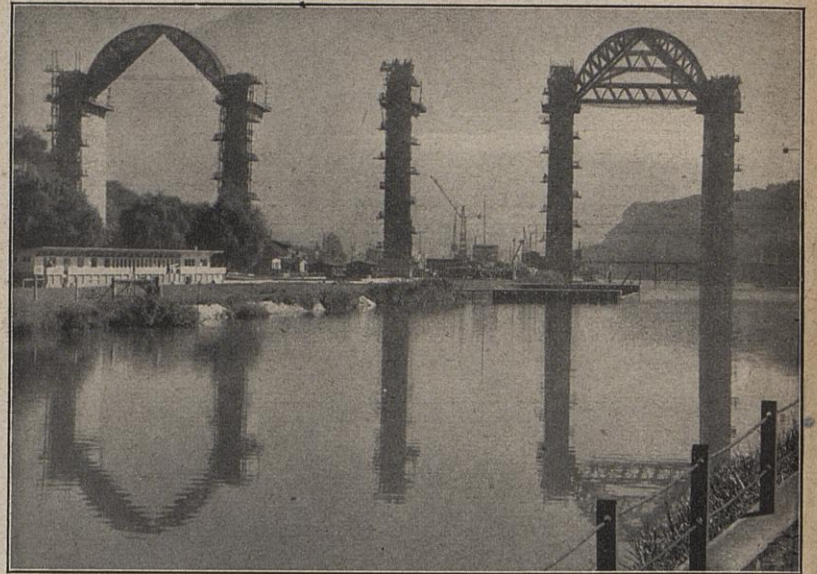
#### Gerufen und heimgekehrt.

Jahre vergingen, die Heimat fand sich wieder. Eine neue Wehrmacht entstand. Auf dem herrlichen Flugplatz findet der Rittmeister seine Kameraden wieder, im Ehrenkleid der neuen Flugwaffe. Die Tradition der alten aber tragen sie im Herzen!



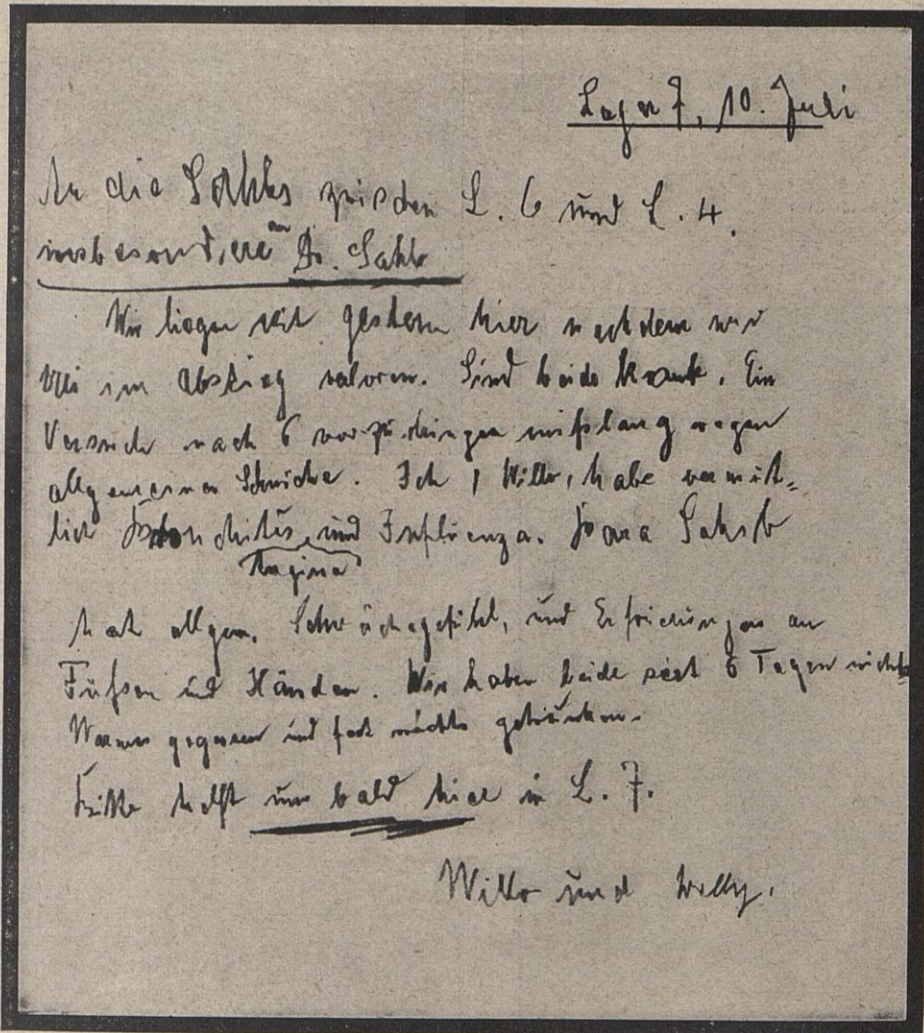
Der „rollende“ Feldherrnhügel.

General Siferson, Chef der weißen Partei der französischen Manöver in der Franche Comté, nahm in seinem neuartigen Stabsauto Meldungen über das Vorrücken der roten Partei entgegen. Die rote Partei, westlich von Besançon im Aufmarsch begriffen, hatte die Aufgabe, die berühmte „attaque brusquée“ vorzunehmen, eine Ueberraschungssaktion, die als das große Manöverthema galt. Etwa 20 000 Mann nahmen an den Manövern teil. Atlantic



Bald werden sich die Bogen schließen ...

Eine der höchsten Autobahn-Brücken Deutschlands, die Brücke bei Limburg über das herrliche Lahntal, deren Bogen eine Entfernung von 526 Metern überspannen. Die Brücke beginnt bei Kilometerstein 62,5 auf der Strecke Frankfurt (Main) - Köln. Bilderdienst Bittner



**Abschied vom Nanga Parbat**

Nach vier Jahren gefunden: Die letzte Botschaft aus dem Eis. In der Tasche Willy Merks, der vor vier Jahren ein Opfer des Nanga Parbat wurde, fand jetzt die Deutsche Himalaja-Expedition diesen erschütternden Brief: „Bitte helft uns bald“, so schließt diese letzte Botschaft, die Willi Welzenbach am 10. Juli 1934 auf seinem Sterbelager am Nanga Parbat schrieb. Von der unbändigen Energie dieses wohl größten Eisgängers seiner Zeit zeugt die Umsicht und Genauigkeit dieses Briefes, der mit erfahrener Hand geschrieben ist. Sogar Ausgelassenes wurde noch eingefügt. Der Brief erreichte nie sein Ziel.



Eine der letzten Aufnahmen der Deutschen Himalaja-Expedition, die jetzt zurückkehrt.

Eine Woche lang verschneit ... Der erste Bote der Außenwelt erscheint. Ungeheure Schneemassen sind am Nanga Parbat herniedergegangen. Sie haben alle Verbindungen abgeschnitten. Die Bergsteiger, ohne Brennstoff, können sich in der eisigen Höhe (-25 Grad) keine warme Mahlzeit mehr bereiten. Da ... endlich klärt sich das Wetter auf, und das funktelegrafisch herbeigerufene Expeditionsflugzeug kann Benzin mit dem Fallschirm abwerfen. Deutsche Himalaja-Expedition 1938 (2)



## Auf dem Obersalz- Berg



Reichsaussenminister von Ribbentrop  
im Gespräch mit Konrad Henlein.  
Presse-Illustr. Heinrich Hofmann (2)

Der Führer empfing auf dem Obersalzberg den Führer der Sudetendeutschen, Konrad Henlein, der ihm auf Wunsch Lord Runcimans einen Einblick in den derzeitigen Stand der Verhandlungen mit der Prager Regierung gab.

Der Fünfte von links: Konrad Henlein.



## In Prag

Der Vertreter des Deutschen Reichs in Prag: Gesandter Dr. Eisenlohr.



Zwei Aufnahmen unseres nach Prag entsandten Sonderberichterstatters.  
Lord Runciman berät sich im Hotel mit seinen Mitarbeitern.

Hubmann (2)



## In London und Paris

London berät über die tschechische Frage.

Downing Street 10 vor der außerordentlichen Sitzung des englischen Kabinetts. Die Akten kommen an.



Paris berät über die tschechische Frage. Ministerpräsident Daladier (im Vordergrund) verläßt mit den Regierungsmitgliedern nach den außenpolitischen Besprechungen den Elysée-Palast.

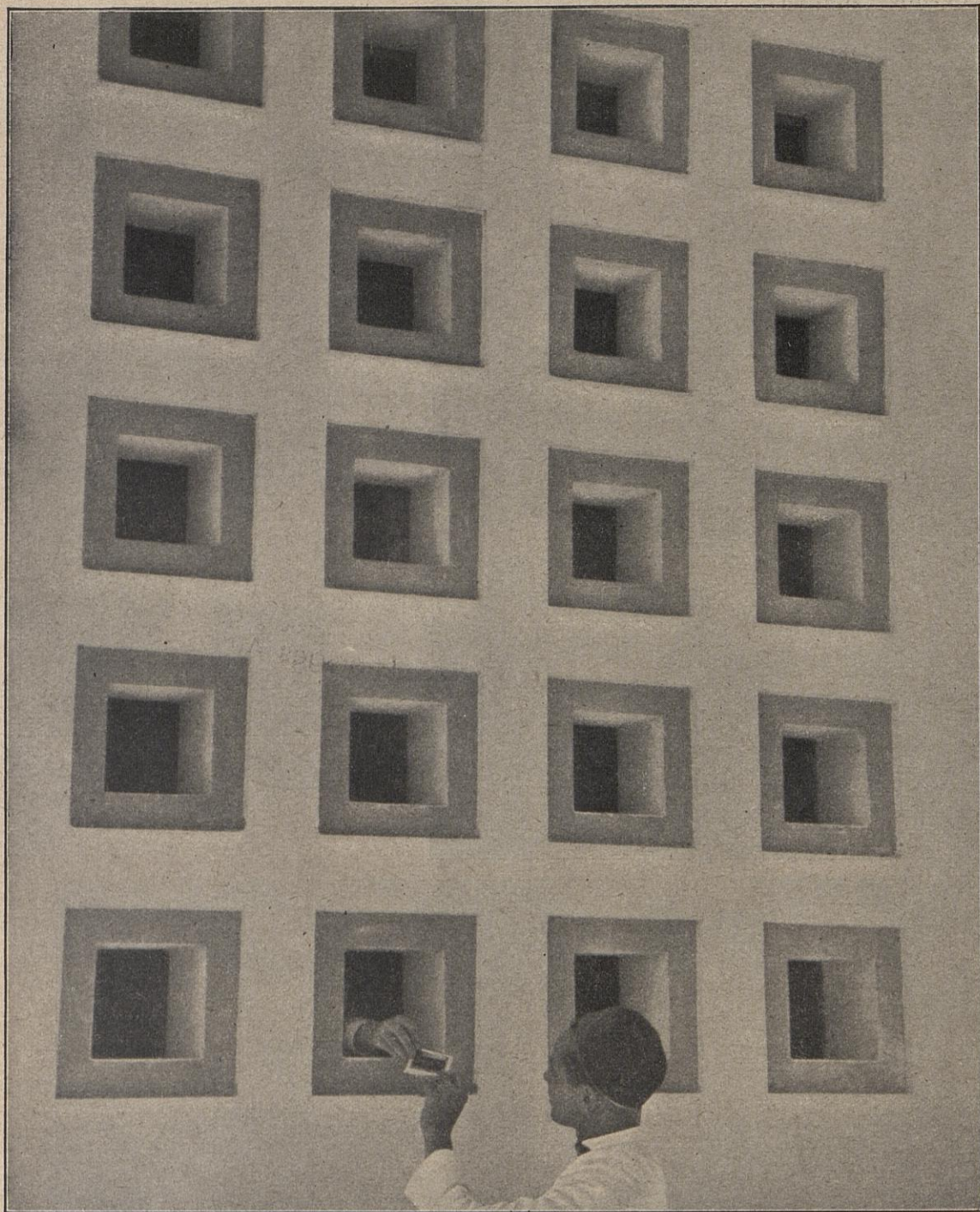
Ganz rechts: Außenminister Bonnet, dessen Vortrag über zwei Stunden dauerte.



Nach dem Ministerrat in London:

Premierminister Chamberlain reist nach Schloß Balmoral, um dem König Bericht zu erstatten.

Associated Press (3)



So schützen sich die Europäer in Libyen vor der sengenden Sonne...

Moderne Sonnenschutzarchitektur in Tripolis:

Ein Fenster besteht aus zwanzig kleinen Öffnungen, die wohl das Licht, aber nicht die ungebrochenen Sonnenstrahlen einlassen. So bleibt es in den Räumen angenehm kühl.



... und so die Ureinwohner.

Die Höhle des Scheichs.

Der Scheich von Garian besitzt ein fertiges Steinhaus — aber er läßt es leerstehen und zieht es vor, zehn Meter darunter in einer kühlen Höhle zu leben wie seine Vorfahren seit Jahrtausenden.

# Flucht vor



Der Eingang zur Unterwelt.

Mehr als 50 000 Menschen haufen, kaum hundert Kilometer von Tripolis entfernt, in Höhlenwohnungen unter der Erde. Ein langer dunkler Gang führt schräg nach unten auf den Grund der Höhlen, wo auch die Haustiere Schutz vor der Sonne finden.



Wie ein Schlachtfeld voller Granattrichter...

wirkt vom Flugzeug aus die Gegend von Garian und Tigrina, das Land der Höhlenbewohner. Jeder Trichter ist ein Eingang einer unterirdischen Wohnung. Die Einwohner des heißen Landes sind, so an diese Wohnweise gewöhnt, daß es schwerfällt, sie zu Häusern zu befehlen.

# der Hitze

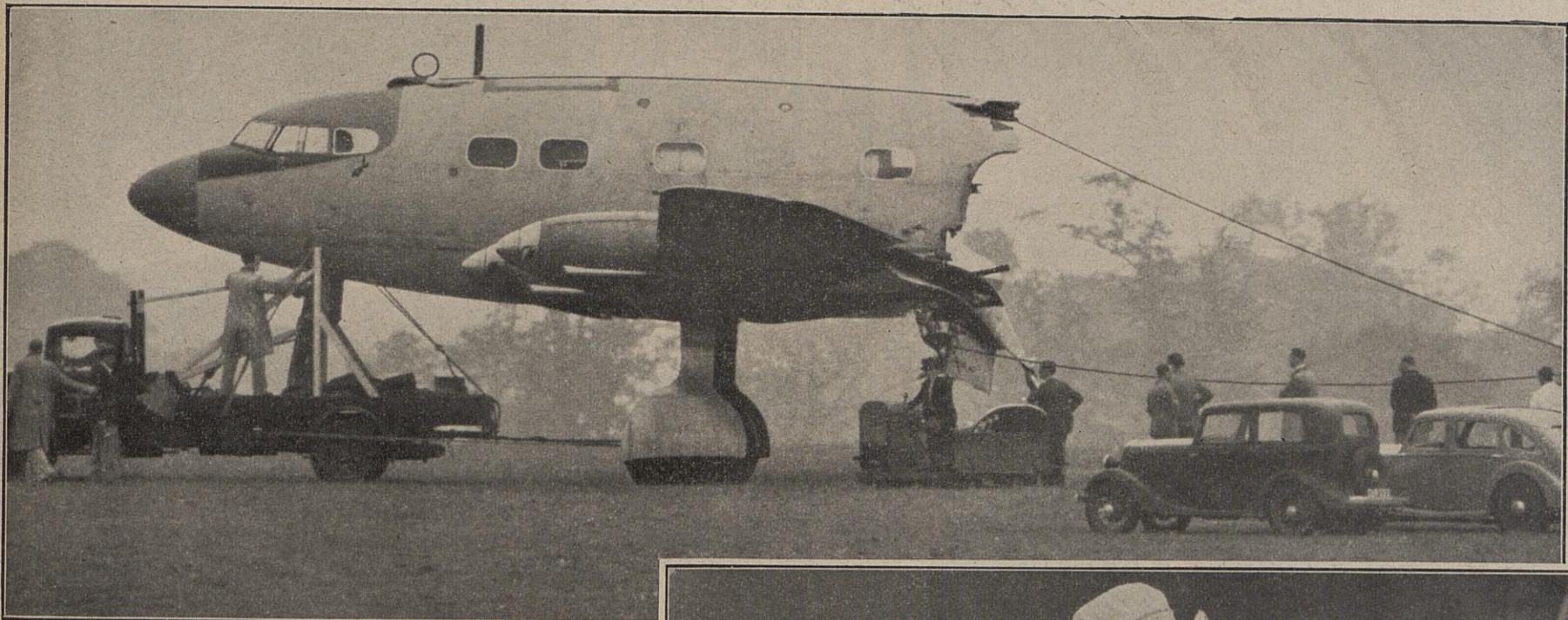
Nordafrikanische Bilder  
von Joachim Senckpiehl



Häuser mit Dauerlüftung:

Das ist die Lösung der „Hitzefrage“, die die italienischen Siedler gefunden haben. Unter dem gewölbten Dach läuft ein Schlich, durch den Tag und Nacht kühlende Luft streicht.

# Britisches Grossflugzeug brach auseinander



Der „Albatros“, eines der neuen britischen de Havilland-Flugzeuge, die demnächst einen Nordatlantik-Flugdienst aufnehmen sollten, brach bei einem Versuchsflug in zwei Teile.

Die Landung ging glatt vonstatten, erst als die Maschine über das Rollfeld lief, barst der Rumpf mit lautem Knall. Von den Insassen wurde niemand verletzt. Die „Albatros“ bot Platz für 42 Passagiere.



Ein berühmtes Kind... erwachsen!

Gloria Vanderbilt, die Erbin eines phantastischen Vermögens, deren Kindheit mit Skandalprozessen ihrer Verwandten um ihren Besitz erfüllt war, sieht schon recht erwachsen aus! Die Mutter Glorias durfte ihr Kind nur äußerst selten sehen. Ihr Haus wurde in eine Festung verwandelt, trotz aller Vorkehrungen aber wurde Gloria eines Tages von ihren eigenen Verwandten entführt! Der Streit um die Erziehung tobte ungehindert weiter — und jetzt wird die Millionenerbin bald selbständig sein! Im Gegensatz zu ihrer fotoscheuen Freundin geht die nunmehr Vierzehnjährige unbekümmert spazieren.



„Junge, wie groß du geworden bist!“

Nach einjähriger Abwesenheit sieht ein japanischer Frontsoldat im kurzen Urlaub seine Familie wieder.

Weltbild (2)

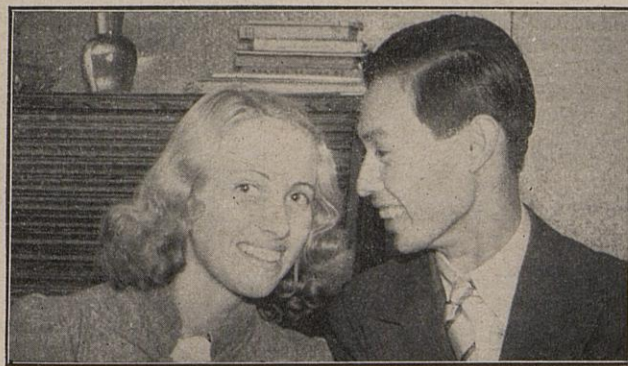
## Wiedersehen in der Heimat

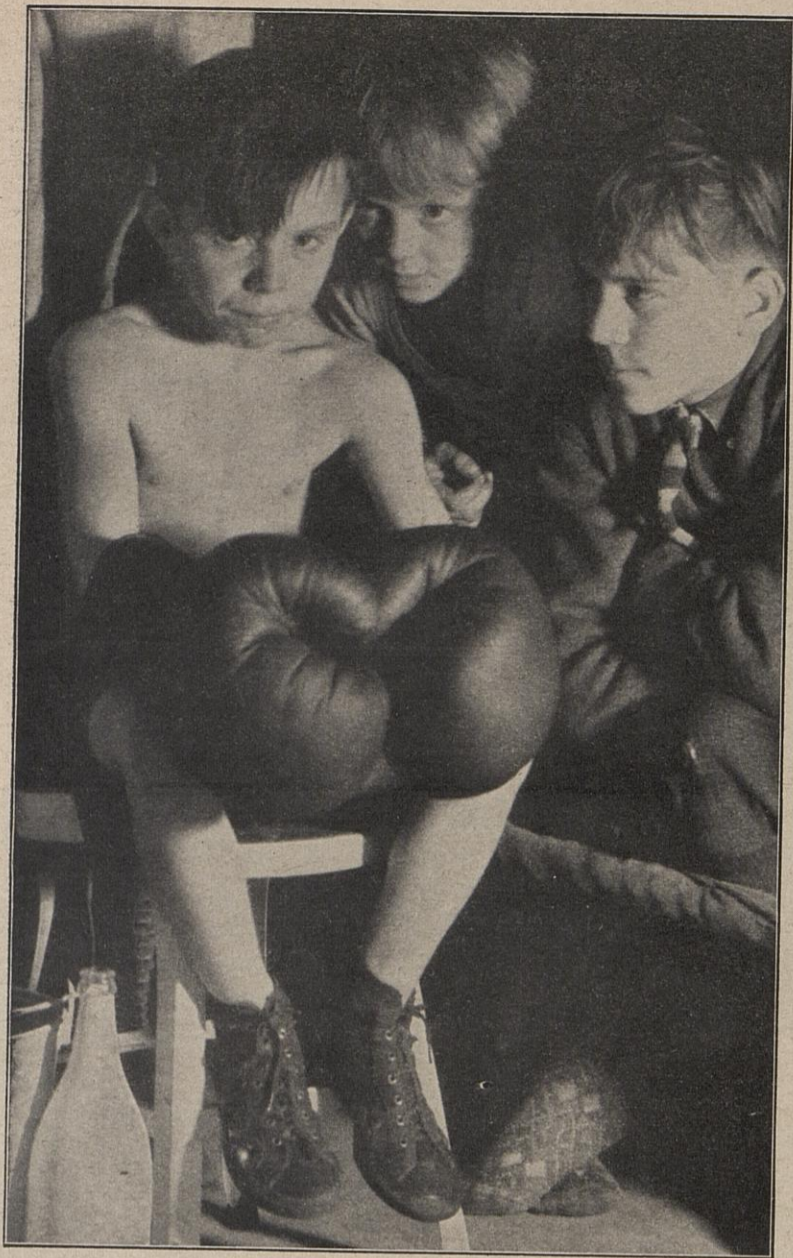


### Liebes-Romanze.

Mahmud von Trengganu kann ohne seine Joyce, das Töchterlein eines Oxforder Schneiders, nicht leben! Der Bruder des Prinzen, Sultan des britischen Malaienstaates von Trengganu, hat alles getan, eine Heirat zu verhindern — aber nein! Prinz Mahmud verzichtet lieber auf alles, als auf Joyce!

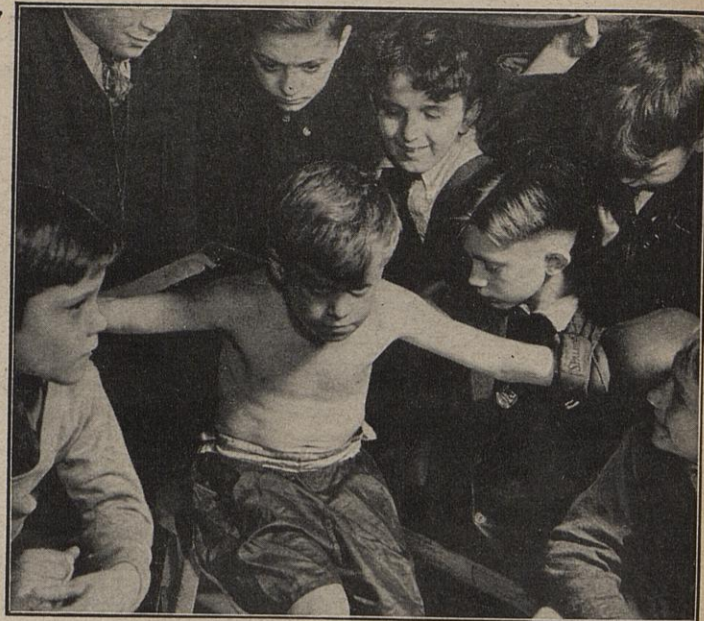
Associated Press (2)





Vor dem Meisterschaftskampf, der die Sensation eines Stadtteils wurde: Robby Scharf, Meister und Boxstar des Delaware-Clipper-Clubs, hört die letzten Ermahnungen seines Cheffeldanten und Trainers. Siegesbewußt und voller Konzentration mustert er seinen starken Gegner.

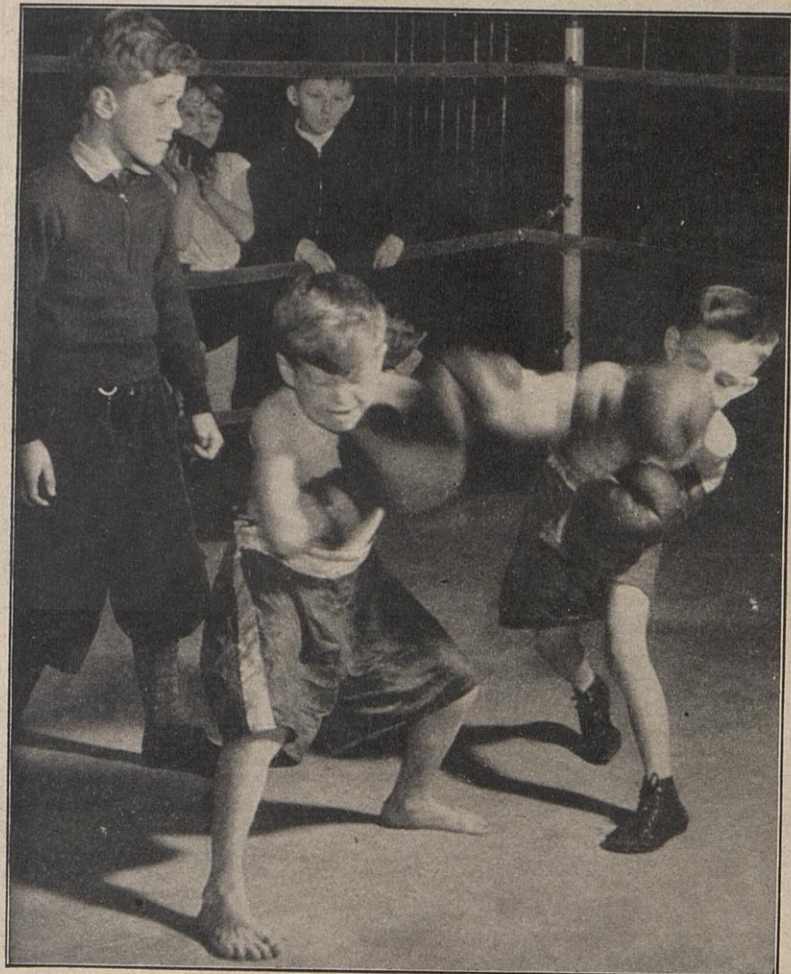
# Großkampf -Tag in PHILADELPHIA



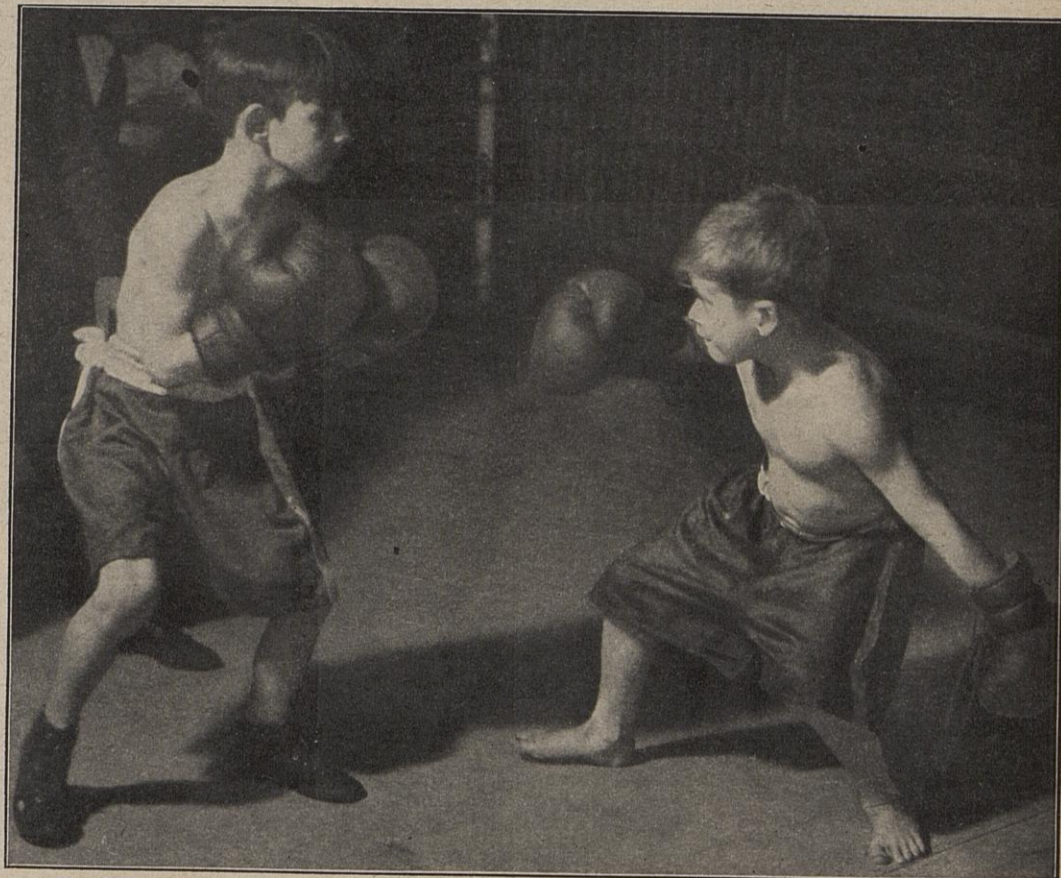
Wird er es schaffen...?

Kid Napopulos, der Bewerber um den Thron der Mückengewichte, hat alle Vorteile der Jugend und der größeren Kampfkraft für sich. Wird der Titelhalter Robby Scharf den Ansturm dieses Nachwuchsmannes überstehen?

Um die Mücken-Gewichts-Meisterschaft in einem Vorort von Philadelphia-USA.

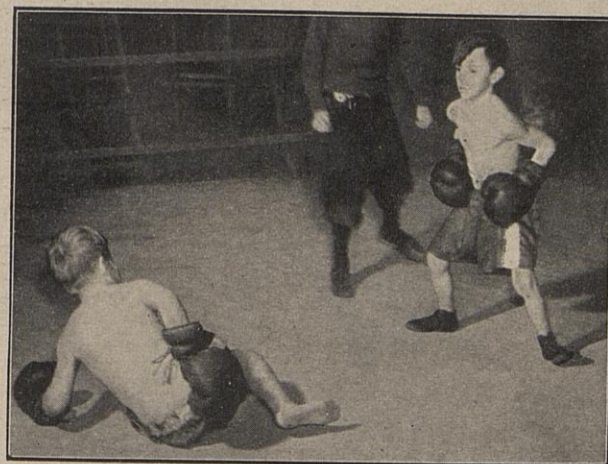


Das Blättchen wendet sich... „Robbys“ größere Kampferfahrung setzt sich durch. Schon in der zweiten Runde war es klar: der Ansturm des vielversprechenden „Youngsters“ kann abgewehrt werden. „Kid“ hat keine ausreichende Härte.



Die Sensation der ersten Runde.

Kid Napopulos zeigt die hohe Schule des Bogens. Er kämpft in Rechtsauslage und seine weit hergeholtten „saftigen“ Schwinger erschütterten den Titelverteidiger mehrmals. Das Publikum kommt in Stimmung...



Das Ende der Meisterschaft: Klassischer K. o.

Eine haarscharf abgeschossene Rechte traf den Herausforderer. Unter dem Rasen der Zuschauer wird Kid Napopulos ausgezählt.

For. Associated Press



Nach der Siegerehrung.

Robby Scharf, in einen weiten Mantel gehüllt, verläßt stolz mit wiegenden Hüften die Stätte seines Triumphes.



# Du spielst, gefährlich, weiße Frau!

Roman von

Hans Rudolf Berndorff

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

## Die letzte Fortsetzung schloß:

„Was tust du eigentlich jetzt, Fred? Wie hast du gestern deinen Abend verbracht?“ fragte Celia, zu Gordon geneigt.

Gordon schrak auf und überlegte eine Sekunde. Aber er konnte in dem Ton der Frage nichts anderes entdecken als den harmlosen Versuch einer neuen Anknüpfung, da sich, während sie schweigend den anderen zuhörten, ein Ausdruck von Spannung und Eigensinn zwischen sie gelegt hatte.

„Was man so tut, Celia“, erwiderte er dann. „Lesen, schlafen, nichts tun.“

Die Diener servierten einen Fisch, als mit einemmal ein Blitz aufzuckte. Starker Donner rollte hinterher.

Vivian, dachte Gordon plötzlich. Er wurde blaß. Wo mochte sie jetzt sein? Es war ihm, als habe er sie auf einem anderen Planeten getroffen.

Einer der Diener stellte den Fisch beiseite und starrte angstvoll nach draußen. Der Hausmeister begann sinnlos die Türen zu schließen und dann wieder zu öffnen. Da brauste ein Windstoß daher, fuhr ins Zimmer, warf eine Blumenvase um. Gordon sprang auf, froh, dem Gespräch entronnen zu sein, und half beim eiligen Schließen der Fenster und Türen.

Die Blitze jagten sich, und Celia sagte ein wenig böse: „Wenn auch ein Gewitter ist, Hausmeister, so wollen wir doch essen. Warum servieren Sie nicht weiter?“ Aber im gleichen Augenblick kam ein Boy ins Zimmer und stotterte etwas. Commander Morrison wurde am Telefon verlangt. Er ging hinaus.

Es blitzte und donnerte weiter, und der Regen peitschte jetzt, in Strömen herunterprasselnd, gegen die Fenster. Die Diener waren in sinnloser Aufregung. Der Hausmeister goß Wein in alle Gläser, die auf dem Tisch standen. Celia zuckte die Achseln. Die Gäste lächelten nachsichtig.

Commander Morrison kam vom Telefon zurück und berichtete, daß jenseits auf dem Festland, in den Buchten, Springsfluten gemeldet seien, aber er habe schon am Nachmittag alle Anweisungen gegeben und die niedrigstgelegenen Dörfer räumen lassen. Es sei alles getan, um die chinesischen Fischer zu schützen.

Er aß weiter. Aber da sagte Frau Monnik in ihrer Menschenfreundlichkeit: „Hoffentlich hat Ihre Herzensdame Vivian Jgendwer sich nicht dort drüben versteckt, Herr Gordon, sonst wäre es jetzt Ritterpflicht, daß Sie Wasserstiefel anzögen, um sie aus den Fluten zu ziehen.“

Zu ihrer Verwunderung blieb aber ein Echo dieses aufmunternd gemeinten Scherzes aus. Commander Morrison und seine Gattin blickten die Sprecherin verständnislos an, und niemand wollte es übernehmen, die beiden aufzuklären. Monnik schaute ärgerlich über den Tisch, Gordon lehnte sich schweigend zurück. Celia tauschte einen Blick mit Badwell, der seine Erregung nur meistern konnte, indem er aufstand.

Es blitzte jetzt ununterbrochen. Mit einemmal erlosch das elektrische Licht. Sie saßen lange im Dunkeln, denn die chinesische Dienerschaft, die, nun vollends verängstigt, aus dem Zimmer gestürzt war, um Kerzen zu holen, kam erst nach einiger Zeit wieder.

Die Gesellschaft, mit Ausnahme von Badwell, blieb

ruhig bei Tisch. O'Brien knurrte endlich, weil er glaubte, daß man Frau Monnik nicht ganz ohne Erwiderung lassen dürfe, und daß er in seiner amtlichen Eigenschaft der nächste dazu sei: „Wenn eine junge Dame zufällig in Tschum-schun betroffen wird, so braucht man ihr deswegen noch lange nicht zuzutrauen, daß sie in einem chinesischen Fischerdorf Unterschlußp fuche. Die Polizei zieht jedenfalls nicht so voreilige Schlüsse.“

Aber damit hatte er nur Del ins Feuer gegossen, und Celia, der er hatte beispringen wollen, sah ihn strafend an. Frau Monnik erklärte denn auch sofort, daß Herr Polizeihauptmann O'Brien das letztemal weit weniger zurückhaltend gewesen sei. Doch während sich ihre Rede noch auf der Linie eines Wortgefächts hielt, wurde die Sache durch das Eingreifen Badwells bedenklicher. Er trat an den Tisch zurück und sagte:

„Eine junge Dame kommt nicht zufällig nach Tschum-schun.“

„Diese reizvolle junge Dame ist vielleicht nicht prüde“, entgegnete O'Brien, in der Meinung, sich den Rückzug zu sichern.

Badwell war hartnäckig.

„Wenn junge Damen reizvoll sein sollen, so müssen sie prüde sein“, sagte er.

„Aber, Oberst!“ fiel ihm Gordon unvermittelt ins Wort, „was ist das für eine unsinnige Behauptung!“

Badwell sah ihn an. „Möglich, daß es Unsinn ist“, meinte er ruhig, „aber es ist meine Ansicht.“

Da sagte Gordon lächelnd:

„Prüderie ist etwas Gräßliches, nämlich die schlimmste Art von Geiz.“

Celia blickte sehr erstaunt über den Tisch zu ihm hinüber, hob das Glas und trank ihm zu.

„Ich habe das gar nicht gewußt, Fred!“ sagte sie mit einer brüchig klingenden Stimme.

„Was hast du nicht gewußt, Celia?“ fragte er, besorgt, daß das Gespräch eine unbehagliche Wendung nehmen könne. Er bekam aber keine Antwort, denn ein Donnerschlag erschütterte das Haus. Der Hausmeister kam, am ganzen Leibe fliegend, herein und meldete sehr verworren, daß die Diener zu ihren Familien davongelaufen seien, um ihnen beizustehen. Er selbst wolle auf seinem Posten ausharren, obwohl auch er eine Familie habe, so lange, wie es Missis wünsche — nicht allzu lange natürlich, vielleicht noch eine Viertelstunde.

Dann verschwand er, um etwas zu holen, dessen man sicher nicht bedurfte.

Commander Morrison sagte: „Sie sind natürlich davongelaufen, weil sie unsere Ruhe beim Essen für eine Herausforderung ihrer Götter halten.“

Es blieb nichts übrig, als die Tafel aufzuheben, denn es gab einfach nichts mehr zu essen. So nahmen die Herren die Kerzen und geleiteten die Damen in das Musikzimmer, dessen Wände mit Bücherregalen bedeckt waren. Sofort ging Celia auf eine Bücherreihe zu, zog einen Band von Stendhal heraus, schlug ihn auf, suchte kurz und sagte:

„Es ist richtig, Fred, der Satz über die Prüderie stammt von Stendhal.“

Sie strich ihm leicht über das Haar und fuhr fort: „Du steigst immer mehr in meiner Achtung, Fred. Ich habe gar nicht gewußt, daß du Stendhal liebst.“

Gordon nahm den Band in die Hand und las den Titel: „Ueber die Liebe.“

„Ueber die Liebe!“ murmelte er. Er suchte sich einen Sessel in einer halbdunklen Ecke des Raumes und schämte sich, weil er den Satz Vivian nachgesprochen hatte, und weil er nicht einmal ihr Eigentum war.

Celia trat auf O'Brien zu und zog ihn in ein anschließendes Zimmer.

„Ich habe mein Bestes tun wollen, Marchesa“, sagte er schuldbewußt.

Sie wehrte ab: „Ich weiß, ich weiß. Es ist ja auch alles gut. Haben Sie den Tag benutzt?“

„Jawohl“, erwiderte O'Brien tröstlich. „Ich bin Vivian auf der Spur, das ist alles.“

Musik, die sie zum Lauschen zwang, unterbrach sie. Badwell hatte die Platten, von denen er gesprochen hatte, aufs Grammophon gelegt. Eine merkwürdige Musik erklang. Sie zerrte ein wenig an den Nerven. Aus dem Apparat tönte das Singen und Schluchzen einer Geige, die mit unheimlicher Virtuosität gespielt wurde. Die Musik war eindrucksvoll und stark in ihrer Wirkung, nicht schön im eigentlichen Sinne, aber reizvoll und seltsam traurig.

Die Frackhemden der Herren leuchteten im gelben Licht der Kerzen. Draußen polterte der Donner, etwas ferner jetzt. Der Sturm raste um das Haus. Celia stand an der Wand, die Arme verschränkt, die Augen halb geschlossen. Von der roten Tapete hob sich ihr goldgelbes Kleid. So stand sie dort, plastisch und unwirklich zugleich.

Gordon, im Halbdunkel sitzend und in den Raum starrend, geriet ins Träumen. Die Musik erschien ihm im Anfang launenhaft, dann fiel sie in Schwermut, dann war sie leicht und elegant, dann eckig und bizarr, und er dachte verblüfft: wie das Wesen Vivians.

Der Regen ließ ein wenig nach. Man konnte ein Fenster öffnen und war froh über die kleine Abkühlung, die in den Raum drang. Die Kerzen flackerten. Die Geige verstummte, Badwell nahm die Platte fort und setzte sich, angeregt von dem nachschwingenden Ton der gehörten Musik, an den Flügel.

Er begann eine einprägsame Melodie, die man gewiß nicht vergessen konnte, wenn man sie einmal gehört hatte. Er variierte sie; zuerst klang sie hell und freundlich, in einem huschenden, ganz seltsamen Rhythmus, aber doch fest und klar. Dann wechselte der Rhythmus, und die Melodie wiederholte sich, aber tiefer und nicht mehr in Dur, sondern in Moll. Nun war sie unheimlich, trogend, schwer wie das Gewitter, das draußen stand.

Mitten hinein in diese Melodie brach eine Kadenz von drei Tönen. Gordon fuhr jäh zusammen. Das ist ja gespenstisch, dachte er, das hört sich ja an wie Vivians Lachen, nein, das ist es überhaupt!

Badwell spielte weiter. Die Melodie kam wieder, und in sie hinein, todestraurig jetzt, dunkel und schwermütig, flatterte eine Variation dieser drei Lachtöne, die Gordon so in Verwirrung gebracht hatten. Er war aufgesprungen, und als Badwell die Hände von den Tasten nahm, konnte er nicht mehr an sich halten, ging auf ihn zu und fragte:

„Aus welchem Musikstück stammt die Melodie? Hat es einen Namen? Wer hat es komponiert?“

„Aber Fred!“ sagte Celia, „du bist ja ganz aufgereg!“

Gordon beherrschte sich und ließ sich von Backwell, der etwas erzählen wollte, auf ein Sofa ziehen.

„Was das ist, weiß ich selbst nicht“, sagte Backwell. „Ich bin auf sonderbare, fast gespenstische Weise dazu gekommen. Ich liebe die wilden Naturstimmungen ebenso wie die sanften, und um sie voll genießen zu können, ging ich heute abend zu Fuß hierher. Ich benutzte den schmalen Pfad durch die Felsen —“

„Bei meinem Hause?“ fragte Gordon aufhorchend.

„Ja, man kann an einer Stelle auf die Häuser hinuntersehen, aber ich weiß nicht, welches das Ihre ist“, antwortete Backwell, den Blick voll auf Gordon gerichtet.

„Ich sah auf die Uhr, und da ich noch Zeit hatte, setzte ich mich auf einen Felsblock und blickte auf das Meer, über dem in der Ferne die Blitze zuckten. Da kam plötzlich ein Mann. Er trug einen Mantel und einen breitrandigen Hut, blieb unweit von mir stehen, da er mich offenbar gar nicht bemerkte, und betrachtete aufmerksam die Landschaft. Dabei hatte er die Hände in den Taschen des Mantels vergraben und summete eine Melodie vor sich hin, die er oft durch drei plötzlich hineingefungene Töne unterbrach, was bald heiter, bald traurig wirkte. Ich wurde davon so stark gepackt, daß ich den Mann fragen wollte, woher diese Melodie stamme. Ich behielt sie genau und konnte sie sofort nachsingen. Aber der Mann verschwand ganz plötzlich und war nicht mehr zu sehen. Das ist die Geschichte dieser Melodie.“

Gordon stand auf und trat ins Dunkel der Terrasse. Das Gewitter stand jetzt über dem Festlande, es mußte dort mit unheimlicher Gewalt toben.

Als er ins Zimmer zurückkam, sprach ihn ein wenig abseits der Polizeihauptmann O'Brien an: „Was haben Sie, Gordon? Sie sind traurig und zerfahren? Was fehlt Ihnen?“

„Es geht mir wirklich nicht gut“, antwortete Gordon leise. „Im übrigen danke ich Ihnen für Ihren Sekundantendienst von vorhin. Sie wissen also, wer diese Frau ist?“

Er flüsterte nur noch, und O'Brien entgegnete beinahe ebenso: „Wenn Sie jene junge Dame meinen, mit der Sie gestern im Hongkong-Hotel gewesen sind, so wäre es mir lieber, sie verschwände spurlos aus Hongkong. Vielleicht können Sie Ihren Einfluß in dieser Richtung geltend machen?“

Er begleitete diese Worte mit einem deutlichen Blick, aber Gordon starrte ihm bestürzt ins Gesicht und murmelte nur: „Also doch, also doch. Sie sind ein Detektiv geworden, O'Brien, und wer hat Sie beauftragt?“

Aber O'Brien ging achselzuckend von ihm fort und war des Glaubens, daß er Gordon ins Gewissen geredet und der Marchesa einen Dienst erwiesen habe. Außerdem wurde gerade in diesem Augenblick die ganze Gesellschaft durch ein Klingeln und ein Pochen an der Tür aufgestört.

Eine Ordonnanz fragte nach dem Commander Morrison. Der ging hinaus, kam wieder und verabschiedete sich von der Marchesa. Er mußte draußen auf der Kaolunseite nach dem Rechten sehen, weil Fischerboote sich losgerissen hatten und ein kleiner chinesischer Dampfer in der Bucht in Seenot geraten war.

Sein Fortgehen war das Zeichen zum allgemeinen Ausbruch. Schon an der Tür, sagte er noch: „Aber einer der Herren muß mir versprechen, bei der Marchesa zu bleiben. Die Diener sind fort, und in einer solchen Nacht könnte einmal Hilfe gebraucht werden.“

Schnell meldete sich Backwell: „Aber natürlich, Commander, ich habe das älteste Recht darauf, der Marchesa beizustehen. Ich werde, wenn es nötig sein sollte, sie auf meinen Händen aus dem zusammenbrechenden Haus tragen.“

„Ich danke Ihnen, Oberst“, lächelte Celia, „auf den Händen getragen zu werden, ist ja schön, aber wenn es geht, dann bitte, ohne daß mein Haus zusammenbricht.“

Man verabschiedete sich auf der Terrasse und horchte, wie das Meer, gepeitscht vom Gewittersturm, schrie.

\*

Celia und Backwell blieben allein zurück. Backwell ging ins Kellergeschoß des Hauses und versorgte Fenster und Türen, dann kam er wieder herauf und löschte sorgfältig die Kerzen.

In dieser Zeit war Celia nach oben gegangen. Nun

erschien sie auf der obersten Treppe; sie hatte das Abendkleid mit einem Kimono vertauscht und rief hinunter: „Ich glaube nicht, daß man in dieser Nacht schlafen kann, Oberst. Kommen Sie herauf, wir werden eine Tasse Tee trinken.“

„Für Leute meiner Rasse, Marchesa“, erwiderte er, „ist Tee in allen Lebenslagen angemessen.“

Er folgte ihr in ein kleines, mit gelber Seide ausgeschlagenes Wohnzimmer, in dem eine Couch und ein paar Sessel standen. Viele Bücher waren in den Gestellen aufgereiht. Ein Samowar glänzte beim Schein einiger Kerzen.

Hier war Celias eigenes Reich. Sachkundig setzte sie die Kohle unter der Teemaschine in Brand und wartete, bis das Wasser summete.

Backwell nahm in einem tiefen Stuhl Platz, und während der Wind am Haus rüttelte, die Blitze zuckten

Ihrer äußeren Verhältnisse helfen dürfen. Halten Sie es für ganz unmöglich, Celia, daß Sie mir das Recht einräumen, mich auch ein wenig um Ihre inneren Angelegenheiten zu kümmern?“ Sie schwieg und lächelte.

„Celia, ich bitte Sie dringend, mich nicht mißzuverstehen. Ich will Gordons Handlungen in Ihrer Gegenwart nicht deshalb tadeln, um ihm in Ihren Augen zu schaden. Aber ich bin um Sie besorgt. Gordon hat so wenig Einsicht. Er ist so impulsiv, er läßt sich von den Eindrücken eines Augenblicks fortreißen, ohne diesen Augenblick kritisch zu prüfen. Ich verehere Sie so sehr, Celia, daß mir die Vorstellung, Sie könnten sich an Menschen oder Dinge binden, die Ihnen Ungelegenheiten bereiten, verhaßt ist.“

Er wartete auf eine Entgegnung, es kam keine. Backwell neigte sich nahe zu ihr hin:

„Wie gern würde ich Sie glücklich machen, wie gern würde ich —“

Sie ließ ihn nicht ausreden. Sie trat auf ihn zu, streckte ihm beide Hände hin und sagte: „Oberst, ich bin auf der Flucht vor mir selbst. Ich bin meiner nicht ganz sicher in diesem Augenblick. Es wäre leichtsinnig, wenn ich jetzt in Ihre Arme fliehen würde. Ich verehere Sie zu sehr dafür.“

Er beugte sich ein wenig zu ihr hinunter und hielt ihre Hände fest.

„Nein, Oberst“, sagte sie noch einmal, „ich könnte nur froh, aber nicht gehegt und unsicher auf der Flucht mit mir ins reine kommen.“

Endlich fand er die Kraft zur Erwidern. „Ich unterwerfe mich Ihrem Willen, Celia“, sagte er matt lächelnd. „Sie lassen mir immerhin Hoffnung.“

Er saß noch lange am Fenster des Fremdenzimmers, in dem er die Nacht verbringen sollte, und schaute auf das Gewitter, das sich in der Ferne verzog.

## XVII.

Gordon fuhr vorsichtig nach Hause. Die Straße dampfte, Nebel zog in Schwaden über den Damm. In der Nähe seines Hauses kam ihm in rasender Fahrt ein Auto entgegen. Selbstmordkandidat! dachte er. Was für ein Wahnsinn, in solcher Nacht so schnell zu fahren!

Aber schon wieder blendeten ihn Scheinwerfer, und ein zweites Auto sauste, dem ersten dicht folgend, mit derselben wahnwitzigen Geschwindigkeit an ihm vorbei.

Gordon fluchte, aber seine Gedanken sprangen bald zu Celia zurück. Ihr Gesicht tauchte aus dem Nebel vor ihm auf, stolz und ein wenig vorwurfsvoll. Er fühlte sich traurig, weil er die Frage nicht beantworten konnte, ob er sie verloren hatte.

Langsam fuhr er durch das offenstehende Tor in den Garten seines Hauses und stieg aus. Den Motor ließ er noch laufen. Aus seinem Regenmantel nahm er eine Taschenlampe, um bei ihrem Licht die Gartentür aufzuschließen.

Als aber die Tür sich öffnete, taumelte er zurück, denn sein Nachbar Hardick wuchs plötzlich vor ihm aus der Erde auf. Der Mann sah merkwürdiger aus denn je. Er trug einen weißen Schlafanzug, der halb zerrissen und mit Erde beschmutzt war. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn. Er stand vor der Lampe, die Gordon in Augenhöhe hielt.

„Was tun Sie in meinem Hause?“ fragte Gordon.

Hardick schrie zurück: „Was haben Sie in dem meinen getan?“ Und damit sprang er auch schon auf Gordon zu, der sich gegen diesen jähen Ueberfall zunächst nicht recht wehren konnte. Die Taschenlampe fiel zu Boden und verlösch. Er fühlte die Hände seines Gegners am Hals, faßte sich und kämpfte im Dunkeln, indem er wild auf Hardick einschlug. Aber bald fühlte er sich um den Leib gefaßt und hochgehoben. Er flog in eine Ecke und blieb für eine winzige Weile halb bewußtlos liegen, denn er war mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen.

In die Garage fiel ein wenig Helligkeit aus den Autolampen, die Gordon gewohnheitsmäßig auf Parklicht eingestellt hatte. Als er wieder auf den Füßen stand, hörte er, wie sein eigenes Auto anfuhr.

„Das ist zuviel!“ schrie er. „Jetzt stiehlt er auch noch meinen Wagen!“

Und in der Tat fuhr Hardick davon, auf dem ersten Gang, mit heulendem Motor.



Flößer auf dem Main.

Fot. Bollinger

und der Regen an die Scheiben prasselte, fragte er: „Sind Sie nicht glücklich darüber, Celia, daß Sie hier so gut geborgen sind?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, Oberst“, antwortete sie, „so würde ich mich in dieser Nacht bedeutend weniger geborgen fühlen, wenn Sie nicht hier wären.“

Er lehnte sich zurück, lächelte und sah zur Zimmerdecke hinauf. „Sie tragen es mir also nicht nach, daß ich zum Thema Vivian nicht schweigen konnte? Ich konnte es einfach nicht anhören, was O'Brien da sagte.“

Celia betrachtete ihn mit einem schnellen Blick. Sein scharf geschnittenes Gesicht war ebenso „in Ordnung“ wie sein Anzug und seine sichere, trotzdem bequeme Haltung.

„Ich nehme es Ihnen ganz und gar nicht übel“, entgegnete sie. „Manches ist mir klarer geworden, und eine Abrede hatten wir eigentlich nicht getroffen, nicht wahr? Sie wollten es nicht, Oberst.“

„Ich konnte es nicht“, sagte er ruhig. Er küßte ihre Hand und fuhr fort: „Ich habe Ihnen bei der Ordnung

Blitzschnell schoß es Gordon durch den Kopf: Wie kam der Mensch überhaupt in meine Garage, da doch die Tür abgeschlossen war? Er muß unbedingt durch das Haus gekommen sein, natürlich, und nicht ein einziger Diener ist da, ich habe sie ja alle selbst beurlaubt.

Sein Fuß stieß gegen etwas an, er beugte sich zur Erde und fand seine Taschenlampe. Er lief ins Haus, das völlig dunkel war, denn das elektrische Licht hatte in der ganzen Stadt versagt. Gordon stürzte bis zum obersten Stockwerk und rannte auf den Dachgarten. Ich will sehen, wohin der Kerl fährt, dachte er, und dann werde ich die Polizei anrufen.

Aber er wäre besser dem Auto nachgelaufen, denn er hätte Hardick noch erreicht. Der war nämlich noch gar nicht auf der Straße. Er hatte sich bei der Ausfahrt aus dem Garten festgefahren. In dem Augenblick aber, da Gordon das beobachtete, kam er los. Der Wagen schoß förmlich aus der Gartentür hinaus, prallte gegen einen Stein und sank mit seinem rechten Rad in den Graben, der zwischen Straße und Felsen verlief.

Gordon sah, daß ein Scheinwerfer, der wahrscheinlich bei dem Anprall zerbrochen war, erlosch. Der andere drohte wie ein weißer Arm in die Nacht hinein und beleuchtete die Straße. Nun brannte noch ein Licht auf, der Suchscheinwerfer. Er glitzerte über die Felsen, die die andere Straßenseite säumten. Gordon wollte gerade hinuntereilen, um Hardick noch zu erwischen, bevor er den Wagen wieder auf die Straße bringen konnte, da wurde er durch einen gespenstischen Anblick festgehalten. In dem huschenden Licht tauchte zwischen den Felsen oberhalb des Autos eine verummte Gestalt auf. Auch Hardick mußte sie gesehen haben, denn er schrie plötzlich auf und suchte mit dem Scheinwerfer genauer die Felsen ab. Abermals traf er die Gestalt. Sie stand noch immer da, ohne sich zu rühren, starr und drohend wie das Schicksal.

Hardick sprang aus dem Auto und schrie etwas, da trat die Gestalt aus dem Lichtkreis heraus ins Dunkle.

Für einen Augenblick war es jetzt still. Gordon strengte die Augen an, aber er konnte nichts erkennen. Der eine Scheinwerfer beleuchtete nach wie vor die Straße, der andere die Felsen, aber niemand erschien in seinem Lichtkegel. An Gordons Ohr scholl das Keuchen eines Mannes, der die Felsen hinaufsprang, zugleich mit dem Prasseln von Steinen und Felsstücken, die sich gelöst hatten.

Eine kurze Zeit verstrich, während deren Gordon sich nicht von der Stelle rührte. Das Empfinden, daß es notwendig sei, die beiden Männer dort unten zu beobachten, hielt dem Verlangen, den Wagen zu retten und an Hardick Rache zu nehmen, die Waage.

Von dem angestrengten Versuch, über den Rand des unscharf umrissenen Lichtkegels, den der Suchscheinwerfer in die Abgründe und Kluften zwischen den Felsen streute, in die Dunkelheit einzudringen, schmerzten die Augen. Und da war es Gordon auf einmal, als leuchteten in diesem flimmernden Grenzgebiet zwischen Helle und Finsternis zwei blutrote Sterne auf, dicht beieinander, mit winzigen schwebenden Strahlen.

Bevor er aber diese Wahrnehmung nachprüfen konnte, bevor er sich überhaupt gefragt hatte, ob die roten Sterne zu irgendeinem Gegenstand gehörten, ob es vielleicht Tieraugen sein könnten, die der Scheinwerferstrahl zum Funken brachte, oder geheimnisvolle Blinkzeichen, schoß über ihnen ein Feuerstrahl in die Nacht. Ein Schuß krachte durch die Stille. Die roten Sterne verschwanden, und ein Schrei folgte, der ohne Zweifel aus der Kehle Hardicks kam.

Gordon rannte in sein Arbeitszimmer, riß den Revolver aus der Tischschublade, stürzte auf die Straße und leuchtete die Umgebung ab. Hardick lag am Rande der Felsen. Blut lief aus seiner Brust. Gordon faßte nach seiner Hand — der Mann war tot.

Die Steine am Abhang hatten sich noch immer nicht beruhigt. In größeren und kleineren Abständen rutschte Geröll auf die Straße. Zwischendurch war es ganz still. Keine Schritte, nichts.

Gordon richtete sich auf, eilte ins Haus zurück und telefonierte an den Polizeihauptmann O'Brien.

„Was haben Sie?“ fragte der. „Ich lag schon in tiefem Schlaf.“

„Ich flehe Sie an, kommen Sie schnell. Mein Nachbar ist ermordet worden.“

„Ermordet? Hardick? Wo ist er denn ermordet worden?“

„Bei meinem Hause. Es ist alles so verdammt rätselhaft.“

„Scheint mir auch so“, erwiderte O'Brien und versprach, gleich abzufahren.

Es dauerte nicht lange, bis Gordon den Wagen heransausen hörte. O'Brien stieg aus, gefolgt von zwei Polizeisergeanten, die Laternen bei sich hatten.

O'Brien trat zu dem Toten, untersuchte ihn, wandte sich ab und sagte: „Schuß ins Herz. Haben Sie irgendeinen Verdacht?“

„Keine Ahnung!“ antwortete Gordon. „Ich weiß es wahrhaftig nicht!“

Er sagte es so überlaut, daß O'Brien erstaunt aufblickte.

„Na, das wird sich noch alles herausstellen“, meinte er dann. „Das dort ist doch Ihr Wagen, nicht wahr?“

„Jawohl, es ist mein Wagen“, erwiderte Gordon.

O'Brien winkte einen Sergeanten zu sich: „Gehen Sie in Herrn Gordons Haus und telefonieren Sie mit dem Polizeiarzt. Lassen Sie überhaupt noch ein paar Leute kommen. Wir müssen den Weg abfahren und den Tatort absuchen. Denken Sie an den Fotografen und tun Sie alles, was nötig ist.“

Unterdessen schritt er selbst mit Gordon über die regenfeuchte Straße. Das Gewitter hatte sich verzogen, der Himmel war klar geworden, blaße Sterne leuchteten am Firmament. Im Osten stand ein heller Streifen. Bald würde es Tag sein.

Auf O'Briens Bitte erzählte Gordon, was er wußte. Sie stiegen ins Kellergehoß des Hauses, waren dann in dem schmalen Gang, der zur Garage führte, und traten schließlich in die Garage selbst ein.

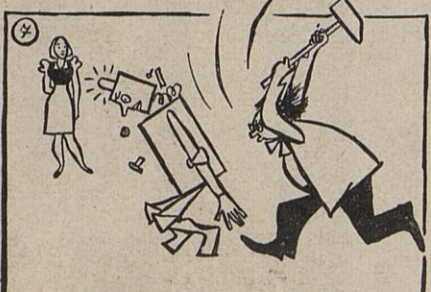
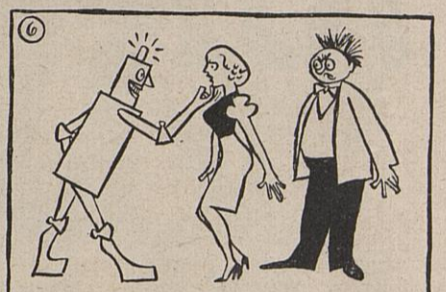
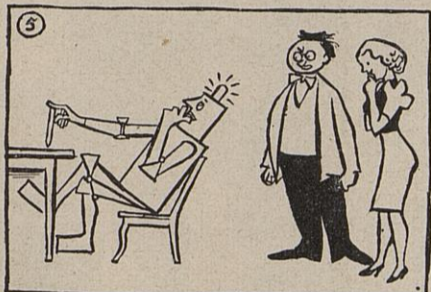
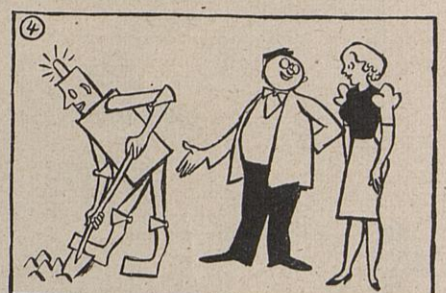
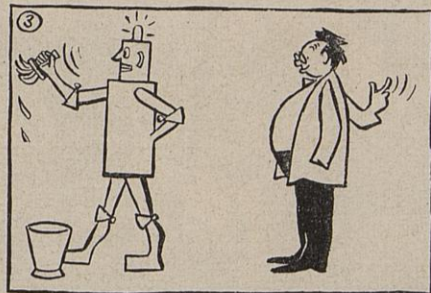
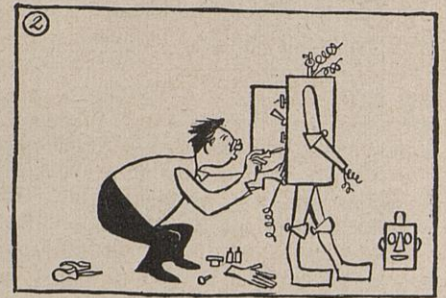
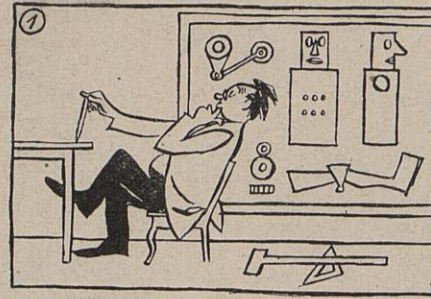
Gordon tastete nach dem Lichtschalter; die Störung war wieder behoben, die Lampen brannten an. Er blieb erstaunt stehen, denn die Wand gegenüber, die unmittelbar an den Garten des Nachbarhauses grenzte, war durchbrochen. Das Loch war so groß, daß zwei Männer bequem nebeneinander hindurchkommen. Gordon fühlte seine Stirn feucht werden. Es fiel ihm plötzlich ein, daß sich Vivian nach dieser Wand erkundigt hatte.

„Was ist denn das?“ fragte O'Brien. „Sie haben ja gar nicht erwähnt, daß hier ein Loch in der Wand ist!“



## Was sich Vater und Sohn erzählen: Der allzu vollkommene Roboter

Von E. O. Plauen



Nachdruck verboten / All rights reserved

„Das hat einen ganz einfachen Grund“, erwiderte Gordon gereizt. „Ich sehe es nämlich auch erst jetzt.“

„Wohin kommt man denn da?“ fragte O'Brien.

„In den Garten des Herrn Hardick, der auf der Straße ermordet liegt.“

O'Brien betrachtete das Loch in der Wand und stellte sich eine Frage, die er unwillkürlich laut werden ließ:

„Ist man nun vom Nebenhaus in Ihr Haus eingebrochen, oder ist man von dem Ihren in Hardicks Grundstück gelangt?“

Er untersuchte den Durchbruch sorgfältig und antwortete sich selbst mit einem leisen Nicken: „Natürlich! Man ist von Ihrem Haus in das Nachbargrundstück eingedrungen.“

„Aber was für ein Unsinn!“ sagte Gordon. „Außer mir war doch niemand in meinem Haus.“

O'Brien erwiderte nichts. Er sah sich noch einmal aufmerksam um, und sein Blick fiel auf einen Haufen von Öl- und Benzinkanen, Puhappen und Handwerkzeug. Von da wanderte dieser Blick, nachdem er sich eine Sekunde seltsam verschärft hatte, gleichsam weitersehend zu Gordon hin, der etwas abseits stand. O'Brien erklärte, daß er mit dem Sergeanten den Garten des toten Herrn Hardick durchsuchen wolle. So blieb Gordon für einige Minuten allein in der Garage.

Er ging nachdenklich auf und ab und verwünschte diese Nacht. Da stockte mit einemmal sein Fuß. Inmitten des Durcheinanders von Gerätschaften lag ein kleines Täschchen, das Gordon sofort wiedererkannte. Es war die Handtasche, in die Vivian in Schum-schun die gewonnenen Banknoten gestopft hatte.

Fastig beugte er sich herunter, hob die Tasche auf und versteckte sie in seinem Schlafzimmer. Er wußte nicht, warum er es tat. Das fiel ihm erst nachher ein, als er sich genau erinnerte, daß Vivian vor zwei Tagen diese Tasche noch in den oberen Räumen gehabt hatte. Damals konnte sie hier unten also nicht verlorengegangen sein.

Wann aber sonst? In dieser Nacht? In dieser Nacht, in der ein Mord geschehen war?

Gordon war völlig niedergeschmettert. Alles Geheimnisvolle, das Vivian in seinem Hause gesagt hatte, das ihm wie ein leichtes, entzückendes Wunder erschienen war, lastete furchtbar auf seiner Seele. Die Ortserkundung in der Garage, die sich Vivian hatte angeeignet sein lassen, die Andeutungen, daß sie ihn verraten werde, das Interesse an den Vorgängen in Hardicks Haus, das Loch in der Wand, nach deren Lage Vivian geforscht hatte, die verlorene Tasche — Glied um Glied schloß sich die Kette.



Mit der Postkutsche

1838

1938

## Der naturwahre, zeitlose Duft

Unvergänglich, wie die Wohlgerüche der Natur bleibt auch Mouson Alt Englisch Lavendel „Mit der Postkutsche“. Dem Duftschöpfer Mouson ist es gelungen, den zart-herben Duft der Englisch Lavendel-Blüten, das würzige Aroma der Lavendelkräuter und den erdigen Geruch des Bodens wiederzugeben und zu dieser wundervollen Duftharmonie zu vereinen.

## Mouson Alt Englisch Lavendel „Mit der Postkutsche“

bringt den frischen Hauch der Lavendelfelder ins Heim, labt auf ermüdenden Reisen, belebt beim Sport, kühlt beim Tanz und stärkt, wenn wir uns nicht wohl fühlen.



Alt Englisch Lavendel-Wasser -95 bis 24.-  
Alt Englisch Lavendel-Seife -.40, -.85, 1.40

Alt Englisch Lavendel-Rasierseife -.90, 2.75  
Alt Englisch Lavendel-Badepulver RM 7.50

Alt Englisch Lavendel-Brillantine RM 1.25  
Alt Englisch Lavendel-Fixateur RM -.75

Alt Englisch Lavendel-Körperpuder RM 1.50  
Alt Englisch Lavendel-Geschenke 2.- bis 19.75

## XVIII.

Inmitten eines großen, mit Kokospalmen bestandenen Rasens hatten die Polizisten eine weiße Gestalt entdeckt. Sie fanden einen Sikh, der an Händen und Füßen gefesselt war und einen Knebel im Mund hatte. Der Mann war bewußtlos. Sie flößten ihm etwas Alkohol ein, befreiten ihn von den Fesseln und richteten ihn auf. Er erlangte das Bewußtsein und sah wild um sich. Dann machte er ein paar Schritte, taumelte aber und mußte sich wieder hinsetzen.

„Was!“ sagte O'Brien ungeduldig, „was ist los?“

„Viele Leute fielen mich an und schlugen mich nieder.“

„Was für Leute?“

„Chinesen, Herr, große Leute aus dem Norden, nicht kleine aus Hongkong.“

O'Brien horchte auf. Genau so hatte Gordon die Kerle beschrieben, die Hardicks Wagen überfallen hatten, damals auf der Raoulseite, als er Vivian zum zweitenmal sah...

Erregt stürmte er weiter in das Haus, das viereckig, weiß und hoch aus den Bäumen des Gartens aufstrebte. Die Eingangstür war schmal, hatte ein Sicherheitsgitter, stand jetzt aber weit offen. In der Halle waren hier und da Tische und Stühle umgestoßen, was in der Eile geschehen sein konnte, aber auch während eines Kampfes. Der Sikh wußte nichts hierüber. Die Räume wirkten auch ohne solche Spuren unwohnlich und düster. Nirgends schien etwas zu fehlen. Kein Behältnis war erbrochen, nichts Berräterisches liegengelassen.

Bei dieser Feststellung hatte O'Brien freilich ein merkwürdiges Lächeln um die Lippen. So stieg er nach

oben, blieb stehen und horchte. Da hörten sie alle ein leises Stöhnen. Hastig schritt O'Brien zu und griff an eine Tür. Sie war verschlossen; desgleichen die nächste und übernächste. O'Brien lauschte wieder, ging auf der anderen Seite des Korridors bis zum Ende und trat rasch durch eine nur angelehnte Tür in ein vom Zwielicht der Morgendämmerung erhelltes Zimmer.

Am Boden lag eine Malain. Sie war gleich dem Sikh an Händen und Füßen gefesselt, und um das Gesicht hatte man ihr ein Tuch gewickelt, so daß der Mund unbeweglich war.

Raum hatte man sie losgebunden, als sie in fast geäußertem Englisch schrie: „Wo habt ihr den jungen Herrn gelassen, ihr Räuber?“

(6. Fortsetzung folgt.)

# Land hinters dem dem Zuckerhut

Brasilianischer Bilderbogen von Wolfgang Hoffmann-Harnisch

Eingebettet in ein Halbvol aus Bergterrassen, so liegt Rio de Janeiro da — hingestreckt über drei Duzend Felsen und Hügel, gebreitet über eine Flucht von Abhängen und Lehnen, in einer Länge von insgesamt dreißig Kilometer. Von all den Ruppen und Kegeln rieselt der Wald, und das ganze Jahr leuchten Früchte und duften Blumen aus diesem einzigen, grünen Gewoge. Sein Gesicht aber kehrt Rio dem Meere zu. Eine Insel zwischen zwei Ozeanen, dem der Wellen und dem der Wipfel.

Ich fahre hinauf zum Gipfel des Corcovado. Da stehe ich, siebenhundert Meter über dem Meerespiegel, am Sockel des Christus Redemptor, der von hier aus auf die Stadt hinunterblickt. Vierzehn Meter beträgt die Weite der Arme, vierzig Meter die Höhe der Figur, werde ich belehrt. Die Statue ist das Werk eines russischen Künstlers, und dies da sind die Scheinwerfer, womit der segnende Heiland des Nachts angeleuchtet wird. Welch eine Idee: Ein Christus aus Eisenbeton!

Der Corcovado sei der Berg, so versichern die Leute von Rio, von dem aus der Teufel dem Gottesohn die Herrlichkeiten der Welt zeigte. Nun — wer hier oben steht und auf die Stadt hinunterblickt, ist bereit, den Corcovado für den Ort der Versuchung zu nehmen.

Als ich in die Stadt hinunterkomme, ist es sechs Uhr. Zwölf Stunden hat die Tropensonne das grüne Meer und den gelben Strand durchleuchtet und vergoldet. Jetzt verschwindet sie mit seltsamer Eile. Der Mond zieht auf, dunkelrot ist er anzusehen, und schnell steigt er in die Höhe wie ein Luftballon. Mit ihm kommt das Heer der Sterne zum Vorschein, geschart um das Kreuz des Südens. Wie ein Bühnentechniker verändert der himmlische Beleuchter binnen weniger Minuten ruckweise die Stimmung des Panoramas. Schließlich folgt ein letzter und stärkster Effekt: Plötzlich flammt es überall auf, zuckt über die Berghänge, die Ufer, die Häuser und Straßen, und in das Flimmern der ewigen Lichte mischt sich das Gleißeln der Flämmchen, die von Menschenhand gesteckt sind. Dies ist der bedeutendste Beitrag, den der Mensch diesem Ort natürlicher Pracht hinzusetzt: Die verschwenderische Fülle der nächtlichen Lichte.

\*

Mit einem Freunde schlendere ich durch den Stadtteil São Christovão.

„Hier befand sich einst das Viertel, wo die Großen des brasilianischen Kaiserreiches residierten“, erzählt mein Gefährte. „Hier irgendwo, hinter einer dieser Fassaden, muß es gewesen sein, wo sich vor hundert Jahren ein Liebesdrama abgespielt hat, eine dieser grandiosen, spannenden und kontrastreichen Variationen auf das alte Thema der Hofintrige.“

Unterdes sind wir bis zum Park von Boa Vista gelangt.

„Sehen Sie diesen Palast an“, fordert mich mein Begleiter auf.

„Nun ja, das ist ein Nationalmuseum. Was weiter?“

„Hier hat sich die andere Hälfte dieses Liebesromans abgespielt, denn dies war der Palast der brasilianischen Kaiser...“

Wir setzen uns auf eine Bank und ich höre die Erzählung:

## Titilia, die fatale Frau

Es war einmal ein Mädchen, eine besonders schöne Brasilianerin, schöner noch, als die Töchter dieses Landes gewöhnlich sind. Die Kleine hieß Domitila, sie wurde aber von aller Welt Titilia genannt. Sie war aus guter Familie, ihr Vater war der Oberst João de Castro e Mello in São Paulo. In dieser Stadt beginnt unsere Geschichte.

Titilia hatte unzählige Verehrer, darunter einen Mann namens Francisco Gomes da Silva, der allgemein wegen seines exzentrischen Betragens Chalaça, „der Narr“, genannt wurde. Er war berufen, in der Geschichte Brasiliens eine Rolle zu spielen.

Titilia gab Chalaça wie allen anderen Verehrern einen Korb. Erst, als der Leutnant Felício in São Paulo auftauchte, war es um ihr Herz geschehen; sie liebte ihn auf den ersten Blick und heiratete ihn vom Fleck weg. Am 13. Januar 1813 fand die Hochzeit statt.

Der prunkvollen Hochzeit folgte eine unglückliche Ehe. Es gab Skandal über Skandal, ganz São Paulo verfolgte das Duell der Gatten, das schließlich in zwei Messerstichen seinen Höhepunkt erreichte. Die junge Frau trennte sich, wiedergenesen, von dem gefährlichen Ehemann — eine Scheidung gab und gibt es in Brasilien nicht — und kehrte zu ihren Eltern zurück.

Dies war das Vorspiel zu dem Drama, über dem sich der Vorhang erst zehn Jahre später hob. Wir verlassen Titilia, die ihre Tage im Vaterhause verbringt, und blicken nach São Christovão, den Stadtteil in Rio de Janeiro, in dem wir hier sind, nach dem Palast gleichen Namens, und nach jener weißen Villa, die Sie vorhin sahen...

In Christovão saß Pedro, Kronprinz von Portugal, eben zweiundzwanzig Jahre alt geworden, mit seiner jungen Frau Leopoldina von Habsburg, einer Schwester der Maria Louise, der zweiten Frau Napoleons I. Sein Vater, König Johann VI., war gerade nach Lissabon zurückgekehrt und hatte seinem Sohne die Regentschaft Brasiliens übertragen. Der junge Mann war ein

bildschöner Mann, dazu ein heller Kopf, der zeit seines Lebens bereit war, etwas zu wagen, und ein Freund von Abenteuern.

In Rio gärte es. Die Zeitungen schrieben öffentlich gegen Lissabon, im Club da Resistencia saßen die Männer der national-brasilianischen Partei. Ihr Haupt war José Bonifácio de Andrada, Dom Pedros Premierminister und intimer Ratgeber.

Als nun die Lissaboner Cortes verlangten, daß sich Brasilien weiterhin als unabhängige Kolonie regieren lasse, und daß Dom Pedro heimkehre, angeblich, weil nur in Portugal seine Erziehung vollendet werden könne, stand die Gefahr vor der Tür, daß der Aufstand offen losbrechen und das Land in Anarchie versinken würde. Da schritt der Prinz zur Tat. Er zwang die portugiesischen Truppen, den Boden Brasiliens zu verlassen, und er sprach sein berühmtes Fico, „ich bleibe“.

Es war der 9. Januar 1822. O dia do Fico, wie dieser Tag seither heißt. Rio tobte, die Glocken läuteten, die Raketen prasselten, die Viva-Rufe nahmen kein Ende. Und wie in Rio, so im ganzen Reich, also auch in São Paulo.

Dorthin ging Dom Pedro. Es war vor den Toren der Stadt auf dem Feld von Ipiranga, wo er den Schrei „Unabhängigkeit oder Tod“ ausstieß, der Brasiliens Wahlspruch blieb, bis die Republik an seine Stelle die Devise „Ordnung und Fortschritt“ setzte.

Als Held des Volkes zog Pedro in São Paulo ein. Vom Balkon ihres Hauses rief ihm Titilia unter Palmenzweigen ihr Viva zu. Er sah sie, zwei Augenpaare verfanen ineinander. Inmitten der allgemeinen Erregung, unter dem Schreien der Menschen und dem Krachen der Böller, knüpfte sich, noch von niemandem bemerkt, das Band, das diesen beiden Menschen und vielen anderen zum Schicksal werden sollte.

Es war Chalaça, der Narr, der im entscheidenden Augenblick auftauchte. Er brachte Titilia die Einladung des Prinzen, dem Fest in der Oper beizuwohnen. Sie ging, ohne auf die Worte ihres Beichtvaters zu achten: „Nimm dich vor dem Prinzen in acht!“

Als Pedro Titilia sah, flüsterte er „mulher fatal“, „eine fatale Frau.“ Er wollte das Wort in seiner doppelten Bedeutung verstanden wissen, als schicksalhaft ebenso wie als peinlich, und wirklich, schicksalhaft und peinlich — beides sollte Titilia für Brasilien werden.

Dom Pedro schickte Chalaça zum zweiten Male aus, um ein heimliches Stellbudein mit Titilia zu verabreden. Noch in der gleichen Nacht trafen sich Pedro und Titilia. Als sich der Prinz glückselig aus den Armen der neugewonnenen Geliebten löste, sagte er: „Nun habe ich an einem Tage zwei bedeutungsvolle Dinge bewirkt, die Unabhängigkeit Brasiliens und die Knechtschaft meines Herzens.“



Der Zuckerhut, das Wahrzeichen von Rio de Janeiro.

Presse-Photo

Auf einer Halbinsel, die sich weit ins Meer hinaus erstreckt, liegt der Zuckerhut — 390 Meter erhebt er sich über die Straßen der Hauptstadt Brasiliens. Von seinem Gipfel, den man mit einer Schwebbahn leicht erreichen kann, hat man eine herrliche Aussicht. Sein Partner ist weiter landeinwärts der Corcovado, mit der Stadt durch eine Zahnradbahn verbunden, auf dessen 704 Meter hoher Spitze eine riesige Christus-Statue steht.

Ein paar Monate später ist Prinz Pedro zum konstitutionellen Kaiser ausgerufen, Leopoldina ist Kaiserin. Und Domitila ist die offiziell anerkannte Geliebte des Herrn.

### Hinter dem Vorhang

Der Kaiser war sinnlos vernarrt in seine Titilia. Er schien nicht nur sein Herz, sondern auch seinen Kopf an sie verschenkt zu haben. Seine Energien schmolzen unter den glühenden Blicken der schönen Frau dahin, seine Klugheit unterlag seiner Leidenschaft immer mehr, er war blind geworden gegen alle Notwendigkeiten. In voller Öffentlichkeit zeigte er sich in Titilias Gesellschaft, überschüttete sie vor aller Augen mit Beweisen seiner Gunst. Sie durfte bei den Galavorstellungen in seiner Nähe sitzen, auch wenn die Kaiserin anwesend und der Hof im Theater versammelt war.

Sie wohnte in einem kleinen Landhaus, das bergaufwärts lag, und fast immer war der Kaiser bei ihr zu finden. Hier jagten die Feste einander, Musikanten spielten die Nächte hindurch zum Tanz auf, man trank, aß Süßigkeiten, und der unvermeidliche Chalaça sang seine gewagten und anzüglichen Lieder. Hier glaubte sich Pedro vor den Blicken irgendwelcher Späher und Gerüchtemacher sicher.

Aber es gab schwarze Sklaven und Sklavinnen — auch die Kaiserin und der Minister und die Aristokraten und die Geistlichen hatten sie —, und so war es nicht schwer zu erfahren, was sich in Titilias Haus ereignete. Die Empörung über den Kaiser, der seine Kaiserin vernachlässigte, und über die Favoritin, die vor dem Gesetz die Ehegattin des Leutnants Felicio war, schlug immer höhere Wellen.

Die Fronten waren klar: De Andrada, der Premierminister, wünschte das Ende des Skandals, und Titilia wünschte die Verabschiedung des Ministers. Ein Kampf um den Kaiser entbrannte.

Im Theater fiel der erste Schlag. Es war de Andrada, der ihn führte. Als Kaiser Pedro an der Seite

seiner Gattin und inmitten des Hofes Platz genommen und die Vorstellung eben begonnen hatte, erschien Titilia in der Vorhalle. Der Theaterdirektor trat ihr entgegen, verweigerte ihr den Eintritt.

Titilia raste. Was tun? Aber da war ja Chalaça — wann wäre der Mann nicht zur Stelle gewesen? Der wußte sich in die Loge des Kaisers zu schlängeln und Dom Pedro seinen Bericht in die Ohren zu flüster.

Der Monarch sprang zornig auf, unterbrach die Vorstellung, mitten in ihrer Arie verstummte die Sängerin. Der Vorhang fiel. Der Kaiser verließ das Theater und eilte zu seiner tränenüberströmten Titilia, ihr Genugtuung zu gewähren.

Am nächsten Tag las Rio in der Zeitung: Titilia war zur Viscondessa ernannt, und sie hatte sich den Namen der Stadt gewählt, aus der ihr Widersacher stammte: Santos. Noch in der gleichen Woche wurde der Grundstein zu jener weißen Villa gelegt, worin Titilia fortan wohnen sollte.

Ihre Rache vollkommen zu machen, verlangte sie die Abberufung Andradas. Einleuchtende Gründe waren billig zu haben: Der Kaiser dürfe nicht den Anschein erwecken, als wäre er von seinem Premierminister abhängig und regiere nicht selber.

Die Intrige näherte sich ihrem Höhepunkt: Titilia sollte der Entlassungsjene in eigener Person beiwohnen. Der Kaiser versteckte sie in seinem Arbeitszimmer hinter einem Vorhang.

Andrada erschien und verlangte von seinem Herrscher, daß der skandalösen Beziehung ein Ende gemacht werde.

„Ehe ich mich von Domitila trenne, eher entlasse ich meine Minister“, entgegnete Pedro.

„Wir Andrada gehen keinen Schritt vom Wege der Ehre. Ich bitte für mich und meine Brüder um Entlassung aus den Diensten Eurer Majestät.“

„So packen Sie sich mitsamt Ihrer Familie!“ schrie Pedro, und er zog den Vorhang auf, bot Titilia den Arm und führte sie ins Zimmer. Dann rief er Chalaça herein: „Gehen Sie zu Ihrer Majestät und teilen Sie

ihr mit, daß ich die Viscondessa de Santos zu ihrer ersten Hofdame ernannt habe.“

Der Minister verließ das Zimmer, von dem Narren gefolgt.

Ein Sturm brach los. Das Volk zog vor den Palast und verlangte Rückberufung von Andrada. Titilia wünschte einzulenkten. Heimlich suchte sie Andrada auf, trug ihm ein Bündnis an, versprach ihm Wiedereinsetzung.

„Meine Freunde und ich verteidigen eine heilige Sache, die Sache Brasiliens“, war die Antwort.

„Dann also Kampf auf Leben und Tod“, entschied Titilia und rauschte von dannen.

Einen Augenblick schien es, als wollte Pedro nachgeben. Aber Titilia konnte ihm eine Eröffnung machen, die ihn völlig, wie sie wußte, ihrem Willen unterwerfen würde: Sie trug ein Kind von ihm.

Der Kaiser täuschte die Erwartungen seiner Geliebten nicht. Er ließ Andrada verhaften und nach Europa verschicken, die konstituierende Versammlung auflösen, er berief ein Ministerium nach Titilias Wünschen und — dies vor allem — er ließ ihre Ehe gegen das Gesetz als rechtsmäßig geschieden erklären. Als Felice mit einem Brief voller Beleidigungen an seine ehemalige Gattin antwortete, stürzte Pedro in eigener Person zu dem Schreiber und versetzte ihm ein paar kaiserliche Ohrfeigen.

### Kein Weg zum Kaiserthron

Die Jahre gingen, der Kaffeepreis stieg und fiel, die Ministerien wechselten. Eines stand in Brasilien fest wie der „Zuckerhut“: Der Kaiser herrschte über das Reich und Titilia über den Kaiser.

Als Titilias Kind drei Jahre alt geworden war, verlangte die Mutter, daß es als „ehelich geboren“ anerkannt werde. Der Bischof weigerte sich, das Kirchenbuch zu ändern, Pedro bestand darauf, und er setzte seinen Willen durch.

Längst wohnte Titilia in ihrer weißen Villa. Hier wurde sie eines Morgens durch die Zeitung mit der Nachricht überrascht, daß sie zur Marquesa de Santos, ihre Tochter zur Herzogin von Goyaz, ihr Vater zum Visconde erhoben, und daß ihre Schwester und deren Mann baronisiert worden waren. Am Abend dieses Tages erschien Pedros neuer Premierminister offiziell in der weißen Villa zum Ball.

Der Krieg mit den La Plata-Staaten brach aus. Pedro zog ins Feld. Wenig später starb Leopoldina aus dem Hause Habsburg plötzlich an den Folgen einer Fehlgeburt. Es war klar: Titilia hatte noch einen letzten Schritt zur höchsten Höhe zu tun!

Raum hatten die kaiserlichen Prinzen und der Hof von der toten Monarchin Abschied genommen, als die Marquesa de Santos im Palast erschien, um nunmehr hier ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Da aber erhob sich wieder das Volk, Stimmen wurden laut, Titilia habe die Kaiserin vergiftet. Steine flogen in die Fenster von São Christovão, und die Prätendentin sah sich gezwungen, heimlich zu entfliehen.

Pedro war abwesend, schrieb zwischen Märschen und verlorenen Schlachten glühende Briefe an die Geliebte. Zur Beisehung der Kaiserin war er nicht heimgekommen, als ihn aber Titilias Klagebriefe erreichten, verließ er das Heer und kehrte zurück.

Aber er fand ein anderes Rio, und auch eine andere Titilia. Und er wußte nicht, daß sich nichts geändert hatte — er selbst. Eben war er noch von Sehnsucht zu der Geliebten hergetrieben worden, jetzt, da er sie wieder in seinen Armen hielt, spürte er seine Liebe erkaltet.

Jetzt fand er heraus, die Staatsraison verlange, daß er sich in aller Öffentlichkeit von seiner Favoritin lossagte. Er tat es, und wenn er auch heimlich noch die eine oder andere Nacht bei ihr zubrachte, so war es mehr Gewohnheit als Liebe. Dom Pedro war ein Mann geworden. Plötzlich überraschte er sich dabei, daß ihm die beiden Worte wieder auf die Lippen kamen, die er am Tag der Unabhängigkeit im Theater zu São Paulo gesprochen hatte „eine fatale Frau...“

Pedro erklärte nun, der Kaiser Brasiliens müsse eine ebenbürtige europäische Prinzessin auf den Thron erheben. Gut, das mochte hingehen, Titilia verstand es nicht, aber sie mußte es, da ihr Minister und Räte die Notwendigkeit bestätigten, gelten lassen. Daß Pedro aber eines Nachts bei ihrer eigenen Schwester angetroffen wurde, wie Chalaça berichtete und zu schwören sich erbot, das war unfassbar. Da ging Titilia hin und beging das Verbrechen, dessen man sie vorher zu Unrecht bezichtigt hatte. Sie vergiftete ihre Schwester.

Indessen sah sich Pedro einem Berg von Körben gegenüber. Kein Hof Europas, der seinen Gefandten nicht die kalte Schulter gezeigt, kein Minister, der nicht

In der Schatzkammer des Tabakmeisters: Wertvolle Würztabake.



ERNTEN 34 BIS 36 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 0/M

**REEMTSMA**  
**SOFT**  
**ROW** %M

H.F. & PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + WERK HAMBURG

Diese Cigaretten werden in den Fabriken ...  
Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß  
sämtliche Tabake zweimal ...  
Mundstück hergestellt. Die ...  
Die Cigaretten sind ...  
methoden, die zug...

*Doppelt  
fermentiert*  
**48**

auf die „fatale Frau“ hingewiesen hätte. Turin wie München, Stuttgart wie Kopenhagen, Orleans wie Stockholm.

„Ich bin lächerlich“, schrieb Pedro der Geliebten ins Gesicht, „lächerlich durch dich!“ Und er schrieb ihr den Abschiedsbrief.

Dann aber, als die Gesandten berichteten, daß auch der neue Zustand nichts an den Absagen ändere, ließ Pedro Titilia zu Hofe rufen. Er saß an der Tafel zwischen ihr und der Herzogin von Gogaz, und er tröstete sich: Wenn ihn denn schon keine Prinzessin wollte, so würde er am Ende doch noch seine Titilia nehmen...

In dem Augenblick, da er den Mund öffnete, seinen Gedanken Worte zu verleihen, stand der alte Bote des Schicksals, Chalaga, der Narr, vor ihm und legte einen eben eingetroffenen Brief vor die Majestät. Pedro las:

„... Euer Majestät zu melden, daß die Prinzessin von Leuchtenberg, die schönste Frau Europas, eingewilligt hat, die Werbung anzunehmen...“

Die Prinzessin von Leuchtenberg, die Tochter des Prinzen von Beauharnais und Enkelin Josephinens... Da erhob sich Dom Pedro und ging hinaus. Er sah Titilia nie wieder.

Während die Trauung — in Abwesenheit des Bräutigams — zu München stattfand, und der Kaiser in der Kapelle von São Christovão die Messe hörte, rumpelte Titilias Reisewagen über die Berge nach São Paulo. Sie hatte es aufgeben müssen, Kaiserin von Brasilien zu werden.

Aber die Unentwegte gab es nicht auf, eine Rolle zu spielen. Noch fühlte sie die Kraft in sich, ein neues Leben zu beginnen. Und sie führte es an der Seite eines Staatsmannes von Ansehen und Bedeutung und sah aus der Ferne mit an, welche wechselvollen Schicksale ihrem einstigen Geliebten beschieden waren: Wie der Kaiser von Brasilien dem Aufstand des Heeres, Volkes und Parlamentes weichen mußte, wie er zünftigsten seines Sohnes abdankte, wie er in Frankreich als Herzog von Braganza lebte, wie er Expeditionen gegen die Azoren und Oporto leitete, und wie er in Portugal einfiel, seinen Bruder Miguel im Felde besiegte und ihn zwang, der Krone zu entsagen. Wie er von den Cortes zum König gewählt wurde, wie er an Stelle seiner Tochter Maria da Gloria regierte, wie er schließlich, ein kranker Mann, daszepter in die Hände der Cortes zurücklegte, und wie er starb.

Dies ist die Geschichte von der Marquesa de Santos. Sie ist zugleich ein Ausschnitt aus dem Bild, das das Rio vor hundert Jahren bot...

## Dämon Kaffee

Wo immer man Brasilien berührt, da trifft man auf den ewig grünen Strauch mit den weißen, süß duftenden Blüten und den gelben und roten Früchten, aus deren Kernen der schwarze Zaubertrank kommt. Welche Frage sich im Gespräch aufdrängt — sei sie politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Art — immer wird in der Antwort auch der Name Kaffee enthalten sein.

Ein Vorgang ohne Beispiel in der Welt: Eine Handelsware beherrscht eine ganze Volkswirtschaft, eine Feldfrucht hat sich den Willen der Politiker unterworfen, ein kleines, unscheinbares, rundliches Etwas ist zum Dämon eines Riesenreiches geworden.

Wie kam es dazu? War es immer so? Wird es so bleiben?

### Die Vor-Kaffee-Zeit

Aus dem Dürster der Vorzeit Brasiliens funkeln uns Edelsteine entgegen. Smaragde haben Brasiliens erste Geschichte gemacht.

Den Steinen folgte das Gold. Des gelben Metalles wegen wurden wesentliche Teile des Kontinentes durchforscht und erobert, feinetwegen wurden Provinzen gegründet, Verwaltungen eingerichtet, Gesetze erlassen, Heere aufgestellt und Schlachten geschlagen. Im Dunstkreis des Goldes entstand Brasiliens Freiheit und seine eingeborene, bodenständige Kunst.

Während der Jahrzehnte von 1720 bis 1790 sah es so aus, als sei ein goldenes Zeitalter über Brasilien hereingebrochen, als habe sich das Edelmetall zu Brasiliens Hauptstadt entwickelt. In Wahrheit war Brasiliens Schicksal längst bestimmt, bevor der Goldrausch ausbrach. Es war bereits ein recht gut ausgebildetes Agrarland, und es wurde dies immer mehr und blieb es bis zum heutigen Tage. Schließlich entfallen von den etwa hundert Millionen Pfund, die sein jährlicher Export insgesamt wert ist, gegen neunzig auf landwirtschaftliche Güter.

Brasiliens erstes bedeutendes Produkt war der Zucker. Um 1530 schon hatten die Jesuiten das Zuckerrohr nach Brasilien gebracht. Aber erst mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts breiteten sich die Rohrfelder von Pernambuco her, das noch heute den Hauptanteil der südamerikanischen Zuckerproduktion innehat, über das ganze Land aus.

Das Zuckerrohr fand so günstige Boden- und Klimabedingungen in Brasilien vor, daß er bald alle andern Nutzpflanzen von den Feldern verdrängte. Brasiliens Landwirtschaft wurde Monokultur, sie ergab sich einem Einfruchtssystem, und sie führte diese Umstellung gleich bis zum Extrem durch. Brasilien und der Zucker — das war anderthalb Jahrhunderte lang ein untrennbarer Begriff.

Der Zucker schuf Brasiliens ersten fest gegründeten Reichtum. Der Zucker fraß die ersten großen Urwaldflächen des östlichen Südamerika und schuf die brasilianische Fazenda-Landschaft in ihren Grundzügen. Der Zucker legte die Fundamente der brasilianischen Gesellschaft, indem er gleichzeitig eine Klasse von Reichen und Bevorzugten hervorbrachte und die Negerklaven ins Land holte. Er erzeugte Ober- und Unterschicht und gab dem Reich seine soziale Gliederung.

Mit einem Wort: das Zuckerzeitalter ist die eigentliche Entwicklungszeit Brasiliens, in der sich unter dem Einfluß des Hauptproduktes Landschaft, Gesellschaft, Gesinnung und Gemeinschaft in ihre typischen Lebensformen herausgebildet hat.

Da aber tauchen andere Bilder vor uns auf:

Um das Jahr 1750 brütet in einer Alchimistenküche im kleinen Berlin, viele hundert Meilen vom Schauplatz der brasilianischen Zuckerherrschaft entfernt, ein Mann über Retorten und Phiolen. Er heißt Marggraf, und er entdeckt, daß die gemeine Runkelrübe den gleichen Stoff enthält, der im Zuckerrohr der brasilianischen Felder schwillt und treibt.

Und abermals blicken wir nach Berlin. Die Zeit ist um fünfzig Jahre vorgerückt. Im königlichen Schloß steht der Chemiker Franz Carl Achard vor seinem König. Er erbittet sich ein Darlehn von fünfzigtausend Talern zum Ankauf eines Gutes, wo er aus Runkelrüben Zucker gewinnen will.

Aufgemerkt, ihr Herren von Pernambuco und Bahia, die Art ist an die Wurzel eures Reichtums gelegt! Das dicht bevölkerte Europa, das den Hauptteil eurer Ware konsumiert, macht sich daran, eure Herrschaft zu brechen. Ihr wollt es nicht glauben! Selbst als euch die ersten Kristalle europäischen Rübenzuckers durch die Hände rinnen, da lacht ihr: Ein schlechter Stoff, so behauptet ihr, kaum wert, den Namen Zucker zu führen.

Dreißig Jahre später hat der Rübenzucker den Rohrzucker aus seiner Stellung verdrängt. Napoleon hatte mit seiner Kontinentalsperre England nicht niederzuzwingen vermocht, aber er hat der brasilianischen Zuckerproduktion, freilich gegen seine Absicht, einen tödlichen Schlag versetzt. Brasilien sieht sich seiner Haupteinnahme beraubt, dem Grundbesitz droht Zusammenbruch, seinen Sklavenheeren Vernichtung. Ein Einsturz des ganzen sozialen Gefüges steht zu erwarten.

Da erscheint ein Retter: der Kaffee.

Europa hat den schwarzen Trank lange genug entbehren müssen. Alle Versuche, ihn durch irgendwelche Mittel zu ersetzen, haben sich als Fehlschläge und Irrtümer erwiesen. Nun der Korse verjagt und die Welt zum Frieden zurückgeführt ist, entsteht eine heftige Nachfrage nach Kaffee. Unter der nervlichen Erschöpfung und der seelischen Abspannung, die die napoleonischen Kriege mit sich gebracht haben, ist es den breiten Schichten der europäischen Menschheit zum Bewußtsein gekommen, welchen Schatz sie an den braunen Bohnen besitzt. Die Zeit ist reif geworden für den Kaffee. In Brasilien hat das Zuckerzeitalter sein Ende erreicht und das Kaffeezeitalter beginnt.

Die Brasilianer reißen die Zuckerstauden aus ihren Feldern und pflanzen den Kaffeestrauch in langen Reihen. Im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts tritt Brasilien zum erstenmal als Großlieferant von Kaffee an den Weltmärkten auf.

Noch heute aber löst in Brasilien das Wort Rübenzucker Aeußerungen der Empörung aus.

### In der Rolle des Herrschers

Anfangs ging es mit dem Kaffee wie mit dem Zucker. Eine Monokultur löste die andere ab, eine Massenherzeugung folgte der anderen. Immer wichtiger wurde die Rolle, die der Kaffee in der Welt spielte, alle Versuche, einen Ersatz einzuführen, mißglückten. In der Tat, das Kaffeezeitalter währte mehr als ein Jahrhundert. Irgend etwas an der Rechnung aber stimmte nicht.

Seit 1850 etwa hatte sich der Kaffee durchgesetzt, die halbe Welt verlangte nach ihm, die halbe Menschheit hatte ihn in ihr Leben eingezogen, in den Ablauf ihrer Lage eingebaut, in ihren Kräftehaushalt einkalkuliert. Er war ein Faktor geworden, etwas Unentbehrliches, etwas Nicht-mehr-Begzudenkendes. Und Brasilien war es, das den Löwenanteil dieses Unentbehrlichen an die Menschheit lieferte. „Der Kaffee spricht portugiesisch“ — so sagten die Makler und Börsianer.

Anfangs ging auch alles gut. Dann aber lief alles anders, die erwartete Ruhe blieb aus, mehr als das: aus dem Retter und Ernährer wurde ein Tyrann, ein Gewaltherrscher schlimmster Art. Der Kaffee regierte nicht in, sondern über Brasilien, und der Unterdrückter wie die Unterdrückten litten beide gleich furchtbar.

Nun finden wir auch sonst in der Welt, daß die Hauptprodukte über ihre Erzeugungsländer bestimmen. Beim brasilianischen Kaffee aber erscheint die Tyrannei ins Maßlose gesteigert. Dies Land bot ihm die besten Lebensbedingungen, ermöglichte ihm wohligen Gedeihen, räumte ihm alle Macht ein — warum lastet er so hart auf ihm?

Das macht: er wurde in ein Leben gedrängt, das ihm fremd ist. Dieser anmutige und lebenswürdige Afrikaner stellt seiner ganzen Natur nach einen ausgemachten Freund des kleinen Mannes dar. Sein Anbau müßte eigentlich im kleinen, im kleinsten, auf der winzigsten Parzelle betrieben werden. Seine Kultivierung braucht keine Riesenkapitalien, sie wirkt auf eine Zerspaltung des Großgrundbesitzes hin. Er ist der geborene Träger eines allgemeinen, mittleren Wohlstandes. Er ist überhaupt eine mittlere, wohltemperierte Erscheinung. Und es geht — seiner Beliebtheit und Bedeutung zum Troß — schlimmstenfalls eben doch auch ohne ihn. Er ist weder ein Nährmittel, noch ein Spender tiefer Räusche. Er ist nicht extrem. Er ist denkbar ungeeignet zu der Rolle des Herrschers, die man ihm aufgenötigt hat.

Er, der berufen gewesen wäre, jedem Menschen seinen kleinen Segen zu bringen, der geschaffen war, freundlich gehegt und mit Liebe gepflegt zu werden, der sich neben andern Gewächsen als der zuverlässigste Freund und treueste Helfer bewährt hätte — er mußte sich über Bezirke ausdehnen, neben denen das Territorium manches europäischen Staates zu einem Vorgarten zusammenschrumpt.

Zwang man einen so schwachen Geist zur Herrschaft — so mußte man sie ihm gewaltsam sichern. Es gab nur dies: Die Herrschaft des brasilianischen Kaffees über alle Kaffeeländer — oder Verzicht auf Monokultur. Aber es waren die Fazendeiros, die den Mut nicht hatten, den einzig möglichen Weg zu Ende zu gehen.

Nun schwebt der Kaffee als ein Dämon über der Landschaft, der er ihr heutiges Aussehen verliehen hat, und über die Menschen, die er unbarmerzig vorwärtshebt, um sie wie an einer unsichtbaren Schnur zurückzureißen, wenn sie sich schon am Ziel ihrer Wünsche sehen.

### Fahrt ins Kaffeeland

Ich fühle mich nicht wohl, ich gehe in São Paulo in die Sprechstunde zu Doktor Alberto, der in Berlin studiert hat und ausgezeichnet deutsch spricht.

Die Untersuchung dauert nicht lange. Keine Rede von irgendeiner anderen Infektion als der gewöhnlichen. Man schwigt, geht in den Schatten, trinkt Eiswasser und wird seine Erkältung schwer wieder los. Das gehört zu Brasilien, insbesondere zu São Paulo.

So kommt die Unterhaltung bald auf die brasilianischen Verhältnisse und Eigentümlichkeiten. Ich benutze die Gelegenheit, die eine oder andere meiner Beobachtungen mitzuteilen, um sie nachzuprüfen.

Was ich schon alles von Brasilien gesehen habe, fragt Doktor Alberto schließlich.

Ich berichte kurz und komme dann auf meine nächste Absicht, eine Kaffeefazenda zu besuchen.

Doktor Alberto horcht auf: „Ich habe vor, am Sonnabend meine vier älteren Kinder zu meinem Bruder nach Amparo zu bringen, auf die Fazenda, auf der ich geboren bin. Da werden Sie Brasilien kennenlernen, wie es wirklich ist. Den brasilianischen Alltag. Bis Sonnabend sind Sie sicher wieder auf dem Posten. Wenn Sie also keine Angst vor so viel Kindern haben, so kommen Sie einfach mit. Ohne Umstände. Mein Bruder und meine Schwägerin werden sich freuen...“

Die Einladung wird ohne jede Förmlichkeit vorgebracht, und die Lebenswürdigkeit und herzliche Bereitwilligkeit ist so offensichtlich, daß ich fühle: Ich darf das Angebot annehmen.

Ich sage zu. Meine Dankesrede wird kurz und schnell abgebrems: „Also dann: auf Sonnabend!“

(1. Fortsetzung folgt.)





*Meldung  
aus Amerika...*

„Material 4120/A wird von bedeutender Automobilfabrik seit sechs Monaten für sämtliche Hinterachsantriebe verwendet. Ergebnis ausgezeichnet!“

Material 4120/A ist nichts anderes als der deutsche Chrom-Molybdän-Stahl, der bei OPEL anstelle des bisher für unersetzbar gehaltenen Chrom-Nickel-Stahls getreten ist. Mehrjährige Versuche in Deutschlands größter Automobilfabrik ergaben, daß der neue Chrom-Molybdän-Stahl bei gleicher Festigkeit eine bisher auch mit dem besten Nickel-Stahl nicht erreichbare Verschleißfestigkeit aufweist.

Heute meldet das rohstoffreiche Amerika nach eingehenden Versuchen mit dem gleichen Material: „Großer Erfolg.“ OPEL-Planarbeit!

**OPEL**

*der Zuverlässige*

# Volks OHNE FÜHRUNG

Das Ende des Zweiten Reiches / Von Dr. Wilhelm Ziegler

## IV.

### Die Abdankung des Kaisers

Am 29. Oktober 1918 war der Kaiser ins Große Hauptquartier nach Spa abgereist — ein Entschluß, über den man verschiedener Meinung sein kann. Als Prinz Max davon erfuhr, ließ er sich sofort mit dem Kaiser telefonisch verbinden. Er bat dringend um Aufschub der Reise.

Darauf erwiderte der Kaiser kühl: „Du hast Ludendorff abgesetzt, nun muß ich Groener einführen.“ Auch die Bitte des Prinzen, vom Kaiser empfangen zu werden, wurde abgeschlagen. Der Kaiser berief sich auf die Ärzte, die Infektionsgefahr durch die Grippe des Prinzen fürchteten.

Am nächsten Tag versuchte Prinz Max das gleiche noch einmal durch ein Telegramm, das er nach Spa schickte. In diesem Telegramm bat er um baldige Rückkehr, spätestens innerhalb der beiden nächsten Tage, und erklärte die Anwesenheit des Trägers der Krone gerade in den nächsten Tagen „zu unmittelbarer und unverzüglicher Rücksprache“ für nötig. Der Kaiser reagierte kaum auf dieses, auch in der Form befremdende Ultimatum des Prinzen. Sein Schweigen war kein Zufall, sondern der Ausdruck einer tiefgehenden Entzweiung zwischen Kaiser und Kanzler. Das Tisch Tuch zwischen beiden war endgültig zerschnitten, nachdem Prinz Max die Veröffentlichung einer Kundgebung des Kaisers über die vollzogene Verfassungsänderung am Tage vorher durchkreuzt hatte.

Das war doppelt unheilvoll, weil jetzt das Thema der Abdankung des Kaisers in der Öffentlichkeit aufgegriffen und an demselben Tag auch innerhalb der Regierung aufgeworfen worden war. Der „Vorwärts“, das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, hatte in seiner Nummer vom 20. Oktober als erste Zeitung gegen die Monarchie Front gemacht. In seinem Leitartikel aus der Feder seines jüdischen Chefredakteurs Friedrich Stampfer unter der Überschrift „Der gerade Weg“ hatte er das unumwundene Bekenntnis abgelegt: „Deutschland soll — das ist unser Wille als Sozialisten — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgebracht zu haben.“ Das war zunächst, was die Monarchie anging, nur eine diskrete Andeutung. Wenige Tage danach aber brachte eine bürgerliche Zeitung die Abdankungsfrage als solche zur Sprache. Sie schrieb am 25. Oktober: „Wilson's Worte sind zwar nicht vollkommen eindeutig. Aber wenn sie einen Sinn haben, so kann es doch nur der sein, daß die im ersten Teil der Note gekennzeichneten Bedingungen eines Waffenstillstands, die allerdings von einer Unterwerfung sich kaum unterscheiden werden, nur für den Fall gestellt werden, daß mit den militärischen Beherrschern und der monarchischen Autokratie verhandelt werden muß.“ Das war der erste Erfolg des Wilson-Geschosses vom 24. Oktober.

Am Abend des 29. Oktober erhielt der Reichskanzler einen Brief seines Staatssekretärs Scheidemann, in dem

*Vor zwanzig Jahren neigte sich die Waagschale in dem großen Ringen des Weltkrieges zuungunsten Deutschlands und seiner Verbündeten. Wie alles kam, welches die tiefsten Gründe zu diesem tragischen Umschwung der Dinge waren, das soll hier in einer Reihe von Aufsätzen in die Erinnerung zurückgerufen werden. Die Schilderung ruht auf verbürgter geschichtlicher Grundlage. Auch die Aussprüche und Gespräche sind keine dichterische Ausschmückung, sondern entsprechen dem tatsächlichen historischen Geschehen. Die ersten drei Aufsätze, die Graf Hertlings Abgang, Prinz Max von Baden, den letzten Kanzler des Kaiserreichs, und Ludendorffs Entlassung behandelten, sind in den Heften 34 und 35 der „Berliner Illustrierten Zeitung“ erschienen.*

dieser die Forderung erhob, „die in der Presse nicht gestellt werden dürfe“, der Reichskanzler möchte Seiner Majestät dem Kaiser empfehlen, freiwillig zurückzutreten. Der Reichskanzler bat darauf am nächsten Morgen Scheidemann zu sich und brachte es nach längeren Vorstellungen dahin, daß Scheidemann in die Zurücknahme des Briefes einwilligte. Er war sich trotzdem darüber klar, daß diese Zurücknahme nur eine Formalität war und im besten Falle eine Atempause gewährte.

Nicht als ob der Reichskanzler in dieser Frage ein Antipode von Scheidemann gewesen wäre! Dieser süddeutsche Fürst war im Prinzip nämlich ebenfalls Anhänger der Abdankung. Was ihn von Scheidemann unterschied, war lediglich eine Abweichung in der Taktik. Er wünschte eine solche Erklärung des Kaisers als freiwillige „große Geste“ und nicht als ein abgezwungenes und abgerungenes Zugeständnis. Insofern allein schieden sich seine Wege von denen Scheidemanns.

Das wurde offenkundig, als der Prinz am 31. Oktober die erste Kabinettsitzung eröffnete, der er wieder bewohnte. Er leitete sie mit den Sätzen ein: „Ich habe die Frage der Abdankung Seiner Majestät des Kaisers ohne Unterlaß seit Tagen erwogen... Ich erkläre aber ausdrücklich, daß eine Abdankung Seiner Majestät nur eine freiwillige sein kann und darf...“ Diese brüske Aufrollung der Abdankungsfrage durch den Reichskanzler war für seine eigenen Staatssekretäre so überraschend, daß sie zum Teil dagegen Opposition machten. Das Kabinett ging auseinander, ohne einen festen Beschluß in dieser Frage zu fassen. Aber der Stein war nun sogar innerhalb der Regierung ins Rollen gekommen.

Am nächsten Tage war Prinz Max wieder verhandlungsunfähig. Die Grippe, die ihn seit einer Woche geplagt hatte, war verstärkt wiedergekehrt. Jetzt griff der Arzt zu einem Radikalmittel und gab ihm ein Linderungspulver, das ihn in einen totähnlichen Schlaf versetzte. Aus diesem war er 36 Stunden lang nicht aufzuwecken. Erst am 3. November abends konnte er seine Amtsgeschäfte wiederaufnehmen.

\*

Am 2. November unterwarf sich Oesterreich-Ungarn ohne Einschränkungen den Bedingungen Wilsons. Jetzt stand Deutschland allein, mit dem Rücken gegen die Wand.

Am nächsten Tage trafen die ersten Nachrichten von offener Gehorsamsverweigerung in der Truppe ein. Am 3. November hatten in Kiel die Garnisonstruppen dem Kommandanten den Gehorsam verweigert. Es war daraufhin zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Die Meuterei griff wie ein Lauffeuer auf die Hochseeflotte über. Dort hatten sich die Matrosen auf den meisten Schiffen geweigert, dem Befehl zum Auslaufen Folge zu leisten. Auf einigen wenigen Schiffen hatten mannhafte Offiziere sich den Meuterern in den Weg gestellt, so insbesondere der Kapitän zur See Weniger auf S. M. S. „König“. Der mutige Offizier mußte sein Wagnis mit dem Tode bezahlen. Mit zweien seiner Kameraden wurde er von den Meuterern niedergeknallt.

Von Kiel griff der Aufruhr innerhalb weniger Tage auf das Reich über.

Am 8. November stand allein die Reichshauptstadt Berlin noch als unerschütterter Fels in diesem brodelnden Meer des Bolschewismus.

Schon seit Wochen hatte sich die russische Botschaft in Berlin in ihrem Palais Unter den Linden immer mehr zur Keimzelle und Werkstatt der Revolution in Deutschland entwickelt. Dort gaben sich seit der Mäi-feier dieses Jahres die gleichgesinnten Vertreter der Unabhängigen Sozialdemokratie und des „Spartakusbundes“ ein Stelldichein, weil sie unter dem schützenden Deckmantel der Exterritorialität dieses Hauses ihrem lichtscheuen Gewerbe am besten nachgehen konnten.

Dies Komplott hatte sich rasch entwickelt. Am 20. April war die Sowjet-Vertretung nach dem Frieden von Brest-Litowsk dort eingetroffen, und schon am 1. Mai hatten neben anderen die Abgeordneten Dr. Oscar Cohn, Hugo Haase, Hofer und Mehring (also fast lauter Juden) an der Mäifeier im Marmorsaal der Botschaft teilgenommen, Hugo Haase hatte dabei den Trinkpruch auf die „Internationale“ ausgebracht. Auch der Abgeordnete Eduard Bernstein war bald zu diesem Kreis gestoßen.

Immer ungenierter wurde dieses Handinhandarbeiten unter dem schützenden Dach des diplomatischen Gebäudes. Ristenweise wurde Agitationsmaterial in deutscher Sprache aus Rußland importiert. Jetzt wurde auch die Aufsichtsbehörde aufmerksam. Das Oberkommando in den Marken machte immer häufiger die Reichsregierung auf diesen unmöglichen Zustand aufmerksam, aber ohne Erfolg. Bis endlich durch einen Streich diesem Treiben ein Ende gemacht wurde, aber zu einem Termin, als es schon zu spät war. Am 4. November ließen einige Eisenbahner auf dem Schlesienschen Bahnhof eine Kuriertüte der Russen absichtlich auseinandertrachen, indem sie sie „versehentlich“ in den Aufzugschacht fallen ließen. Der Inhalt ergab den unwiderleglichen Beweis für die revolutionäre Tätigkeit der russischen diplomatischen Vertretung. Am nächsten Tage mußte der Botschafter Joffe (Jude) mit seinem ganzen Personal Berlin verlassen.

Ein Beispiel:

# In 3½ Monaten 54% weniger Arbeitslose in der Ostmark!

## Ein gewaltiger Erfolg!

Die Ostmark hatte bei der Rückkehr ins Reich mindestens 600000 Arbeitslose. Davon konnten bis zum 30. Juni wieder 325373 in Arbeit und Brot kommen. Das sind 54%! Allein im Juni verringerte sich die Zahl der Stellungsuchenden um 76101 oder um 21,7%. In Wien fanden im Juni 36268, in Graz 10375, in Linz 7852, in Wiener Neustadt 5072 Arbeitslose wieder eine Stellung.

\*

## Gmünd liegt am günstigsten

In Gmünd ging die Zahl der Arbeitslosen im Juni d. J. mit 55,5% am stärksten zurück. Innsbruck hatte einen Rückgang von 49,5%, Klagenfurt von 33,5%, Bregenz von 31%, Linz von 29,3%, Salzburg von 28,6% und Graz von 26,8% zu verzeichnen. In Wien betrug die Abnahme 17,9% (36268 Arbeiter und Angestellte).

\*

## Hochbetrieb im Baugewerbe!

Die überall in Angriff genommenen Bauten machen sich bereits auf dem Arbeitsmarkt sehr stark bemerkbar. Im Baugewerbe konnte die Zahl der Arbeitslosen im Juni d. J. um 30,4% zurückgehen. Die Stein-, Ton- und Glas-Industrie hatte eine Abnahme von 32,4%, die Holzindustrie von 26,8% zu verzeichnen.

\*

## Rekordziffern in der Landwirtschaft!

Wie sehr die Ostmark bereits mitten in der Erzeugungsschlacht steht, zeigt die starke Abnahme der Arbeitslosenziffer im Juni. Mit 37,6% hat die Land- und Forstwirtschaft (einschließlich Gärtnereien) die stärkste Arbeitslosenabnahme in diesem Monat erreicht.

\*

## 240% mehr Gäste als im Vorjahre!

Wien wurde im Juni d. J. von 65545 Gästen besucht. Im gleichen Monat des Vorjahres waren es nur 41433. Aus dem Altreich kamen fast 240% mehr Gäste als im Juni 1937. Auch die Besucher aus Belgien, Luxemburg, Schweden, Norwegen und Jugoslawien haben wieder zugenommen.

\*

## Die Hotels können wieder mehr Personal einstellen!

Das Hotel-, Gast- und Schank-Gewerbe hat im Juni d. J. 2651 Neueinstellungen vorgenommen. Gegenüber dem Vormonat bedeutet das eine Abnahme der Arbeitslosigkeit von 15,2%. In der Nahrungs- und Genussmittel-Industrie fanden 2057 (14,5%) und in der Textil-Industrie 1503 (7,6%) Personen wieder eine Stellung.

\*

## Die neuen Ostmark-Gaue

Am 1. Juni 1938 wurde die Ostmark in 7 neue Gaue eingeteilt: Gau Kärnten mit 7 Kreisen und 299 Ortsgemeinden, Gau Niederdonau mit 21 Kreisen und 1766 Ortsgemeinden, Gau Oberdonau mit 14 Kreisen und 504 Ortsgemeinden, Gau Salzburg mit 5 Kreisen und 135 Ortsgemeinden, Gau Steiermark mit 17 Kreisen und 1204 Ortsgemeinden, Gau Tirol mit 9 Kreisen und 356 Ortsgemeinden, Gau Wien mit 9 Kreisen und 98 Ortsgemeinden.

## Der kleinste Gau — die meisten Einwohner!

Gebietsmäßig ist der Gau Wien, mit 1218 qkm = 1,4% der Gesamtfläche der Ostmark, der kleinste Gau, hat aber die meisten Einwohner, nämlich 2086847. Das sind 30,9% der Gesamtbevölkerung. Der Gau Niederdonau dagegen mit 20861 qkm = 24,9% der Gesamtfläche ist der größte Gau der Ostmark. Im Gau Niederdonau wohnen 1477831 Einwohner = 21,9% der Gesamtbevölkerung.

\*

## Gau Niederdonau hat die meisten Häuser

31,5% aller Häuser stehen im Gau Niederdonau (253820), 19,1% im Gau Steiermark (153859). Es folgen dann Gau Oberdonau mit 16,8%, Gau Wien mit 11,2%, Gau Tirol mit 9,1%, Gau Kärnten mit 7,9% und Gau Salzburg mit 4,4% der gesamten Häuser der Ostmark. Gau Niederdonau hat zwar die größte Zahl der Häuser, bleibt allerdings mit 21% aller Wohnparteien weit hinter Wien mit 37,5% zurück.

\*

## Mehr Frauen — als Männer in allen Gaue!

52% der österreichischen Bevölkerung sind weiblich, 48% männlich. Alle Gaue haben mehr Frauen als Männer. Am stärksten ist der Frauenüberschuß in Wien (54,6%), im Gau Oberdonau, im Gau Salzburg und im Gau Tirol (je 51,1%). Gau Niederdonau mit 50,5%, Gau Steiermark mit 50,8% und Gau Kärnten mit 50,9% haben die wenigsten Frauen.

\*

## 61,2% aller Wälder in Privathand!

So sieht es in der Ostmark aus. Im Altreich nimmt der Privatwald nur 35% der Gesamtwaldfläche ein. Die Ostmark hat nur 12,5% Staatsforste. Unter staatlicher Verwaltung liegen 2,1% der Gesamtwaldfläche. 8,4% sind Gemeindegewälder, 6,3% Fideikommisswälder, 4,2% Genossenschaftswälder und 4,1% Wälder der Kirchen.

\*

## Das Altreich kaufte im Juni 481 Steyr-Wagen

Im Mai waren es sogar 562. Der April mit 208 Wagen gegenüber 49 Wagen im März, 21 im Februar und 18 im Januar lag ebenfalls günstig. In Puch-Motorrädern wurden im Januar und Februar je 5, im März 15, im April 38, im Mai 176 und im Juni 565 Maschinen nach dem Altreich verkauft.

\*

## Wieviel überaltete Wagen laufen in der Ostmark?

26,1% aller Autos, die in der Ostmark laufen, wurden vor 1929 und nur 35,9% in den Jahren 1934—1937 gebaut. Bei Annahme einer 8-jährigen Verwendungsdauer sind 45% aller Wagen überaltert!

Von den Kraftträdern wurden 39,6% vor 1929 und nur 27,1% in den Jahren 1934—1937 hergestellt. Die Kraftträder sind also zu 60% veraltet.

Bei den Lastkraftwagen beträgt die Ersatzbedürftigkeit sogar 71%. Von den Lastwagen wurden 48,8% vor 1929 und nur 13,3% in der Zeit von 1934—1937 gebaut.

\*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgreicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittele schaffen wir den Plan für die Etat-Verteilung, arbeiten die Kostenanschläge aus, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der große Werbungsmittele Deutschlands. Die Ala will auch Ihr Treuhänder sein!



**ALA**

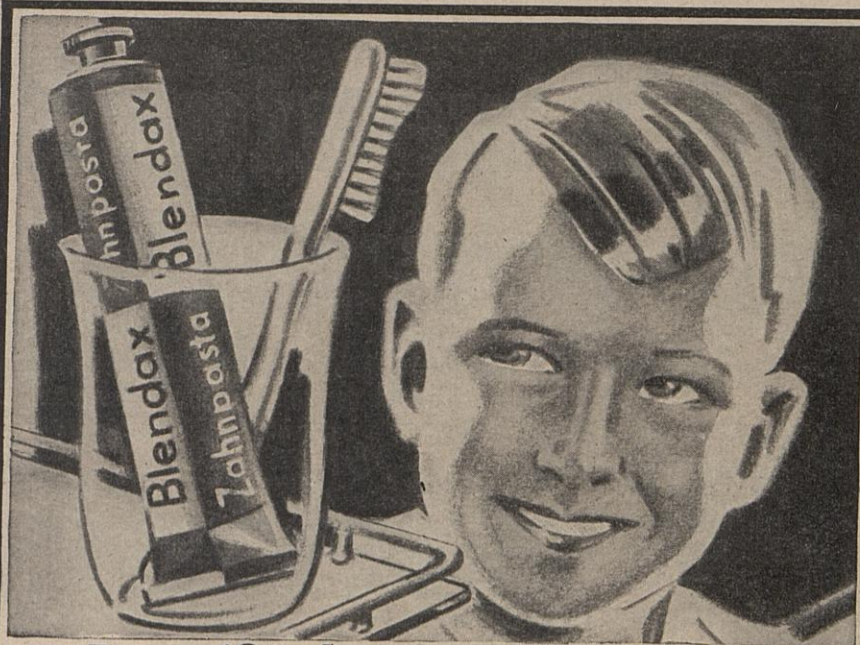
Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig C1, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart



ALA — Österreichische Anzeigen-Gesellschaft A. G. Wien 1, Wollzeile 16





**Er weiß schon, was er will . . .**

von Kind an ist er an Blendax gewöhnt, jetzt hat er schon ein eigenes Urteil, und er bleibt bei Blendax, weil es so gut ist. Gerade in der Entwicklungszeit ist richtige, regelmäßige Zahnpflege mit Blendax entscheidend wichtig fürs ganze spätere Leben. Eltern, achtet mit darauf!

**25 und 45 g**

# Blendax

Blendax-Fabrik Dr. Hittel G. m. b. H., Mainz/Rh.  
38/160



**Wenn um 6 Uhr  
früh der Wecker  
klingelt . . .**

Dann heißt's: raus aus den Federn und ran an die Arbeit! Ein neuer, arbeitsreicher Tag erwartet die Hausfrau. Doch manchmal möchte man am liebsten liegen bleiben. Nämlich dann, wenn die Tage der Unpäßlichkeit gekommen sind. Aber auch zu diesen Zeiten können Sie sich ein frohes Gesicht und innere Ausgeglichenheit bewahren, wenn Sie sich durch die neuzeitliche „Camelia“-Hygiene vor unangenehmen Lästigkeiten schützen. „Camelia“ verleiht Ihnen ein uneingeschränktes Sicherheitsgefühl, denn diese ideale Reform-Damenbinde besteht aus vielen Lagen feinsten, weicher „Camelia“-Watte (Zellstoff). Das bedeutet größte Saugkraft und ermöglicht diskrete Vernichtung. Der einzigartige „Camelia“-Gürtel macht das Tragen beschwerdefrei.

**Camelia**  
+

Rekord 10 St. M. -50  
Populär 10 St. M. -90  
Regulär 12 St. M. 1.35  
Extra stark 12 St. M. 1.50  
Reisepackung (5 St.) M. -75

Achten Sie auf die blaue Packung!



**Die ideale Reform-Damenbinde**

Hinter ihm blieben freilich genügend Willensvollstrecker. An ihrer Spitze stand der Abgeordnete Dr. Oscar Cohn.

Mit dieser Gruppe von „unabhängigen“ Parlamentariern steckte die Spartakusgruppe und ebenso eine radikale, syndikalistische Clique von Betriebsobleuten unter Führung von Richard Müller und Emil Barth unter einer Decke. Diese ganze Rotte hatte seit dem 20. Oktober durch die von Scheidemann dem Prinzen Max abgetroffene Freilassung von Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und dem Abgeordneten Dittmann eine beträchtliche Verstärkung erfahren.

Ende Oktober war von dem linken Flügel der Verschwörer ein „Revolutionärskomitee“ gegründet worden, dem neben anderen Dittmann, Bogtherr, Ledebour und Liebknecht angehörten. Abgesehen von dem eben erst freigelassenen Liebknecht waren es dieselben Abgeordneten, die schon bei der Marinemeuterei im August 1917 eine äußerst verdächtige Rolle gespielt hatten. Die eigentlichen Fäden der Organisation hatte Emil Barth in der Hand. Er hatte am 2. November den „Revolutionären Obleuten“ die Weisung zum Losschlagen für den 4. November auf eigene Verantwortung erteilt, nachträglich aber Widerspruch erfahren, hauptsächlich durch Hugo Haase und Dittmann, die den Moment noch nicht für gekommen hielten und völlig sicher gehen wollten. In Kiel aber konnte der Aufstand nicht mehr abgeblasen werden. So war es dort, programmwidrig, zum Ausbruch der Revolution gekommen.

Prinz Max von Baden hatte längst auf ein aktives Einschreiten gegen diese Elemente der Zerkung und des Umsturzes verzichtet. Den psychologischen Augenblick dafür hatte er ohnedies bereits verpaßt. Jetzt konnte er das Steuer unmöglich mehr herumreißen. Sein Sinnen und Trachten war nur noch darauf gerichtet, den Kaiser zur „freiwilligen“ Abdankung zu bewegen, in der trügerischen Hoffnung, er könne damit das im Innern und von außen heranrollende Verhängnis aufhalten.

Jeden Tag von neuem drängte er den Kaiser, die „freiwillige“ Abdankung auszusprechen. Die Sozialdemokratie wurde immer unzuverlässiger. In ihren Fraktionsführungen hatte sich inzwischen die groteske Situation herausgebildet, daß der Haupttreiber für den Rücktritt des Kaisers niemand anderes als der „kaiserliche“ Staatssekretär Philipp Scheidemann war. Die anderen, die dabei nicht so ohne weiteres mitmachen wollten, nannte er „Zauderer“. In der Fraktionsführung am 6. November gab er gar die Parole aus: „Jetzt heißt's, sich an die Spitze der Bewegung stellen!“

Am Nachmittag des 7. November stürzte der Staatssekretär Wahnschaffe in das Zimmer des Prinzen Max, um folgende Mitteilung zu machen: Scheidemann und Ebert hätten vom Reichstag aus angerufen und verlangt, sofort empfangen zu werden. Sie wollten dem Kanzler ein Ultimatum ihrer Partei überbringen. Kurz danach kamen die beiden selbst. Sie überbrachten eine Forderung mit fünf Punkten, deren dritter lautete: „Rücktritt des Kaisers und des Kronprinzen bis Freitag mittag“. Dieser Freitag war der nächste Tag. Also sogar ein befristetes Ultimatum! Ihre Botschaft begleiteten die beiden Abgeordneten mit der Versicherung: „Der Kaiser muß sofort abdanken, sonst haben wir die Revolution.“

Am nächsten Morgen ließ Prinz Max dem Kaiser einen Lagebericht telegrafisch übermitteln. Er meldete das Ultimatum der Sozialdemokratie, wünschte aber eine „demokratischere Lösung“. Der Kaiser sollte unverzüglich seinen festen Willen aussprechen, abzutreten, sobald der Stand der Waffenstillstandsverhandlungen gestatte, Neuwahlen für eine verfassunggebende Nationalversammlung auszuschreiben. Bis dahin werde er einen Stellvertreter bestellen. Noch am Abend vorher hatte der Reichskanzler den Kaiser telegrafisch um seine Entlassung gebeten.

Beide Mitteilungen des Reichskanzlers waren vom Kaiser am Mittag des 8. November beantwortet worden. Die Entschließung über das Abschiedsgesuch hatte der Kaiser sich bis nach Abschluß des Waffenstillstands vorbehalten. Die Vorschläge in der Thronfolge hatte er abgelehnt. Der Kaiser war sich dessen bewußt, was ein solcher Schritt für sein Haus bedeuten würde, selbst wenn er nur für seine Person verzichtete. Er war außerdem der Ueberzeugung, daß sein Rücktritt einer Desertion gleichkäme und den Zusammenbruch des Heeres, das nun seines obersten Kriegsherrn beraubt sei, zur Folge haben müsse.

\*

Am Abend des 8. November dringt der Kanzler noch einmal telefonisch in den Kaiser. Der Kaiser bleibt aber fest entschlossen, nicht nachzugeben. Darauf bittet der Kanzler den Kaiser, ihn sofort zu entlassen und einen neuen Reichskanzler zu ernennen. Der Kaiser weist ihn ab mit der Begründung: „Du hast das Waffenstillstandsangebot hinausgegeben. Du mußt auch die Bedingungen entgegennehmen.“

So steigt der 9. November herauf. Es ist ein trüber Novembertag. In Spa und in Berlin drängt sich das Tempo der Geschichte jetzt auf Stunden und dann auf Minuten zusammen.

In Spa jagt eine Besprechung die andere. Die Oberste Heeresleitung ist der Ueberzeugung, daß die bewaffneten Streitkräfte im Falle eines Bürgerkrieges nicht mehr hinter dem Kaiser stehen. Um sich ein einwandfreies Bild vom Zustand der Truppe zu verschaffen, hat sie fünfzig Frontoffiziere von allen Abschnitten nach Spa beordert. Der größte Teil hat sich bereits im „Hotel Britannique“ eingefunden. Um 9 Uhr 15 vormittags wird die streng geheimzuhaltende telefonische Mitteilung an die Reichskanzlei durchgegeben:

„Die Oberste Heeresleitung hat sich entschlossen, sogleich Seiner Majestät zu melden, daß die bewaffneten Streitkräfte im Falle eines Bürgerkrieges nicht hinter ihm stehen würden, und daß die Armee wegen Ernährungsschwierigkeiten nicht imstande sein würde, einen Bürgerkrieg zu führen.“

Prinz Max ruft beim Empfang dieser Mitteilung spontan aus: „Das ist die Entscheidung!“ Aber er sollte sich geirrt haben.

Um 10 Uhr tritt beim Kaiser in der Villa Fraineuse eine Konferenz der wichtigsten Generale unter Teilnahme des Staatssekretärs von Hinzke zusammen.

Zu Beginn des Vortrags bittet Generalfeldmarschall von Hindenburg den Kaiser um seine Entlassung, weil er als preußischer Offizier das nicht sagen könne, was er jetzt zu sagen habe. Der Kaiser antwortet: „Wir wollen erst einmal sehen“, und behält sich die Entscheidung vor.

Dann äußern sich General Groener, General Graf von der Schulenburg, der Stabschef des Kronprinzen, und der Generaladjutant Generaloberst von Pflessen über die Lage. Die Meinungen stehen einander gegenüber. General Groener erklärt den Gedanken einer Unternehmung des Feldheeres gegen die Heimat für unausführbar. Der Kaiser verlangt auf die von Groener geäußerten Zweifel über die Zuverlässigkeit der Truppen Meldung „schwarz auf weiß“ vom Feldmarschall und von General Groener, daß das Heer nicht mehr zu ihm stehe, aber erst, wenn alle Befehlshaber befragt seien.

General Graf Schulenburg vertritt den Standpunkt: „Nicht der Heimat weichen, nicht abdanken, keinen Bürgerkrieg. Aber mit fester Hand zupacken und Wiederherstellung der Ordnung von Ort zu Ort mit Waffengewalt. Zu dieser Aufgabe steht das Heer ohne Frage hinter dem Kaiser.“ Generaloberst von Plessen schließt sich dieser Darlegung an.

Auch der Generalfeldmarschall nimmt das Wort. Er könne die Verantwortung für die Zuverlässigkeit des Heeres nicht mehr übernehmen, obwohl jeder preußische Offizier die vom Grafen Schulenburg geäußerte Auffassung haben müsse. Aber alle Nachrichten aus der Heimat und vom Heere ließen es nach seiner Ansicht als ausgeschlossen erscheinen, den Kampf gegen die Revolution mit Erfolg aufzunehmen.

Der Kaiser schließt die Diskussion mit der Weisung: „Sie sollen alle meine Oberbefehlshaber über die Stimmung im Heere befragen. Wenn diese mir melden, daß das Heer nicht mehr zu mir steht, bin ich bereit, zu gehen, nicht eher.“

Dann begibt sich der Kaiser in den Park, wo unter

den Bäumen die Beratungen in Form von Einzelbesprechungen fortgesetzt werden. Mehrere Gruppen haben sich gebildet. Man geht auf und ab. Bei jedem Schritt raschelt das Laub, und bei jedem Windstoß wirbeln neue Blätter von den Bäumen. Das fallende Laub im trüben Licht des Novembertages ist wie die natürliche Szenerie zu dem letzten Akt der historischen Tragödie, der sich hier abspielt.

Im Garten ist jetzt auch der Kronprinz erschienen, der den Kaiser bittet, die Armee nicht zu verlassen, sondern zu seiner Heeresgruppe zu kommen.

Gegen 1 Uhr trifft der Oberst Heye von der Obersten Heeresleitung ein, um dem Kaiser Meldung von dem Ergebnis der Besprechung mit 39 Generalen und Regimentskommandeuren von drei verschiedenen Heeresgruppen zu erstatten. Er hat diesen zwei Fragen vorgelegt:

1. „Wie steht die Truppe zum Kaiser? Wird es möglich sein, daß der Kaiser an der Spitze der Truppen die Heimat im Kampf wiedererobert?“

Diese Frage hat nur ein Offizier mit ja beantwortet,

15 haben die Antwort mehr oder weniger zweifelhaft gelassen, 23 die Frage verneint.

2. „Wie steht die Truppe zum Bolschewismus? Wird sie den Kampf mit der Waffe gegen die Bolschewisten in der eigenen Heimat aufnehmen?“

Diese Frage haben acht Offiziere verneint, zwölf halten erst eine längere Zeit der Ruhe, Aufklärung und Einübung der Truppe für notwendig, und 19 haben keine bestimmte Antwort zu geben vermocht. Damit sind die Würfel gefallen.

\*

Währenddessen kam das Telefon in der Villa nicht zur Ruhe. Ein Anruf nach dem andern aus Berlin ging ein. In jedem wurde auf Abdankung gedrängt. Bereits wurde geltend gemacht, daß in Berlin heftige Straßenkämpfe stattfänden.

Wieder traf eine derartige alarmierende Nachricht aus Berlin ein. Diese war besonders kategorisch gehalten. Sie hieß: Die Monarchie sei nicht mehr zu retten, wenn der Kaiser sich nicht sofort zur Abdankung entschliesse.

Einfach mit dem Pinsel in den Topf

2.25 Einsatzstück 1.25

No. 4711 Kölnisch Portugal Hygienisches Haarwasser Stärkt Haar und Kopfhaut, Entfernt die Schuppen und macht das Haar weich und geschmeidig. FERD. MÜLLERS KÖLN 1911

1.90 3.10

Mit und ohne Fett



★ Wunder gibt es nicht! *Selbst* Auxol kann totes Haar nicht zum Leben erwecken, und auf einer spiegelnden Glatze keinen üppigen Haarwuchs hervorzaubern. Aber es bringt — rechtzeitig angewandt — mit Sicherheit beginnenden Haarausfall zum Stillstand und regt die Haarwurzeln zu neuer, kräftiger Entwicklung an. Auxol ist ein *NEUARTIGES*, nach *BESONDEREM* Verfahren (auf Basis herabgesetzter Oberflächenspannung) hergestelltes Haartonikum von *UNIVERSELLER* und ungewöhnlich *INTENSIVER* Wirkung. Mit Auxol behandeltes Haar wächst stark und elastisch nach und hat Glanz und Fülle. RM. 1.90 und 3.-

**F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE**

Staatssekretär von Hinzke überbrachte dieses niederschmetternde „Ultimatum“ dem Kaiser, der sich noch im Park aufhielt. Wir folgen nunmehr dem Bericht des Kronprinzen, der als einziger Augenzeuge diese denkwürdige und erschütternde Szene festgehalten hat:

„Als Hinzke zu Ende war, nickte der Kaiser kurz — suchte dann mit seinen Augen den Blick des Generalfeldmarschalls, als müßte er bei ihm Kraft und Hilfe finden in seiner Qual. Aber da war nichts — still, tiefergeschüttelt, in ausweglosem Schweigen stand der große alte Mann und ließ das Schicksal seines Königs und Herrn, dem er so lange treu und tapfer als Soldat gedient hatte, sich erfüllen.“

Allein war der Kaiser. Nicht einer mehr von all den Männern der Obersten Heeresleitung, die einst von Ludendorff zu einer festen Einheit zusammengeschlossen waren, trat jetzt zu ihm und sprang ihm bei. Zersplittert, in Zerfahrenheit alles auch hier — nicht anders als in der Heimat. Hier, wo der eisernen starken Wille hätte aufspringen, sich in allen Befehlsstellen zwingend auswirken, alle gesund gebliebenen Kräfte an den Fronten rings zur starken Tat hätte zusammenrassen müssen, um sich durchzusetzen. Nichts — nichts davon. Jetzt herrschte General Groeners Wesen, und das gab den Kaiser mit einem Achselzucken auf.

Rauh und fremd, gleichsam unwirklich klang die Stimme meines Vaters, wie er den immer noch still wartenden Hinzke dann sachlich beauftragte, dem Reichskanzler zu telefonieren, daß er bereit sei, die Kaiserkrone niederzulegen, wenn nur dadurch der allgemeine Bürgerkrieg in Deutschland zu vermeiden sei, daß er aber König von Preußen bleibe und sein Heer nicht verlassen werde.

Schweigen der Herren... Schon wollte der Staatssekretär gehen, da machte Schulenburg darauf aufmerksam, daß es unter allen Umständen notwendig sei, diese tief bedeutungsvolle Entscheidung zunächst schriftlich festzulegen. Erst nach Genehmigung und Unterzeichnung des Schriftstücks könne sie an den Kanzler gemeldet werden. Der Kaiser dankte: „Ja, das war richtig.“ Und er forderte den Generaloberst von Pleßen, den General von Marshall, Erzellenz von Hinzke und den Grafen von der Schulenburg auf, diese Erklärung sogleich aufzusetzen und ihm zur Unterschrift zu reichen. So ging man wieder in das Haus.

In Berlin waren mittlerweile die Ereignisse schon weiter gediehen. Von 10 Uhr vormittags an überstürzten sich die Nachrichten in der Reichskanzlei über die Aufstandsbewegung in der Reichshauptstadt. Es gab keine Truppen mehr, die den Verlockungen der revolutionären Obleute standhielten. Zu allem Ueberfluß wurde um die Mittagszeit im Namen des Reichskanzlers ein Schießverbot erlassen, von dem dieser selbst nichts gewußt hatte. Sogar die zuverlässigen Raumburger Jäger, die man in der Nacht noch herangeschafft hatte, waren gegen Mittag zu den Aufständischen übergegangen.

Da gab Prinz Max kurz nach Mittag, offenbar um den Sturm noch in letzter Minute zu beschwören, durch das Wolffsche Telegrafienbüro die Nachricht heraus:

„Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch so lange im Amt, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind.“

Zu dieser Stunde entsprach diese Meldung aber nicht den Tatsachen. Denn noch war die in Spa gerade niedergeschriebene Abdankungserklärung des Kaisers nicht eingegangen. Obendrein bezog sich diese nur auf die Person des Kaisers als Kaiser und nicht als König von Preußen. Prinz Max hat sich darauf berufen, daß gegen Mittag aus Spa eine telefonische Meldung eingegangen sei, der Kaiser habe sich zur Abdankung entschlossen, in einer halben Stunde werde die Reichskanzlei die Formulierung erhalten. Dies Telefongespräch ist bis heute nicht aufgeklärt. Aber selbst wenn es sich so zugetragen hat, war diese amtliche Mitteilung des Prinzen Max über die Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen eine Eigenmächtigkeit. Auch sie aber hat den Lauf der Dinge nicht mehr aufzuhalten vermocht.

Um 2 Uhr hielt der „kaiserliche“ Staatssekretär im Kabinett Prinz Max von Baden, Philipp Scheidemann, von der Freitreppe des Deutschen Reichstags eine Rede an die Massen, in der er die Republik ausrief mit den prahlenden Worten: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt.“ Damit war das Schicksal der Hohenzollern-Monarchie besiegelt. Nicht ohne Schuld des Kaisers.

Denn, so menschlich packend und ergreifend auch die Schlusszenen sein mögen, in denen der letzte Vertreter einer ruhmreichen Dynastie sich vor fast unlösbare Entscheidungen gestellt sah, so wenig war diese ganze Situation, die schließlich nur den einen entsagungsvollen Ausweg ließ, ohne seine eigene Schuld entstanden.

Der Kaiser war nun einmal nach der Reichsverfassung der oberste Führer im Frieden und noch mehr im Kriege. Er war der „Oberste Kriegsherr“. Und das immer von neuem Frappierende ist, daß es ein und dieselbe Person ist, die mit stürmischem Drang zur Selbständigkeit im Jahre 1888 den Thron bestieg und im letzten Kriegsjahre zu einem förmlichen Schattenkaiser verblüht war.

War es doch nach dem eigenen Bericht des Kaisers in seinem Buch „Ereignisse und Gestalten 1878—1918“ im Oktober 1918 dahin gekommen, daß die Noten an Wilson von Solf, dem Kriegskabinettschef und dem Reichstag in stundenlangen Sitzungen beraten und abgefaßt wurden, ohne daß er selbst darüber orientiert worden wäre, so daß er schließlich bei der letzten Note dem Staatssekretär Solf durch seinen Kabinettschef in sehr deutlicher Weise zu verstehen gab, daß er verlange, von der Note vor ihrem Abgang Kenntnis zu erhalten.

Dieser selbe Schattenkaiser hatte wie kaum ein anderer seiner Vorfahren von seiner Selbstherrlichkeit geschwärmt, als er noch Prinz und noch nicht einmal Kronprinz war. Damals, schon im Jahre 1887, hatte er in einem Brief an Bismarck, in dem er von dem Verhältnis zwischen Kaiser und Fürsten sprach, sich zu dem Ausruf verstiegen: „Denn pariert muß werden!“ Sogar in der Doffentlichkeit hatte er solche Töne angeschlagen, als er schon Kaiser war. So hatte er am 1. März 1890 in einer Rede beim Festmahle des Brandenburgischen Provinziallandtages das scharfe Wort fallen lassen: „Diejenigen jedoch, welche sich Mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich.“

Zwischen diesen beiden Extremen in der Lebensbahn des Kaisers liegen drei Jahrzehnte von Erfahrungen und Lehren. Aber diese sind wahrscheinlich nicht ausreichend, um diesen tiefen Bruch in der menschlichen Entwicklung zu erklären. Vielmehr scheint nach allem, was wir wissen, ein Erlebnis einen besonders tiefen Eindruck auf den Kaiser hinterlassen zu haben. Es ist der Sturm der Enttäuschung, der sich gegen ihn im November 1908, also zehn Jahre vor den düsteren Novembertagen von 1918, in allen Teilen des Volkes erhob, als das berühmte Interview im „Daily Telegraph“ in Deutschland bekannt wurde. Seit diesem bitteren Erlebnis

scheint ihn die frühere Selbstsicherheit und Tatkraft verlassen zu haben. Seit dieser Zeit zog er sich immer mehr auf sich selbst zurück, fühlte er sich doch auch von seinem eigenen Reichkanzler damals im Stiche gelassen.

Der Kronprinz schreibt über die einschneidende Bedeutung dieser Novembertage von 1908 für das Seelenleben des Kaisers: „Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sein Selbstvertrauen unter jenen für ihn kaum faßbaren und kaum erträglichen Eindrücken einen Bruch bekam, von dem er sich nie wieder ganz erholte. Seine bis dahin unverzagte Entschlußfreudigkeit und Willenskraft sind in jenen Tagen geknickt. Von da ab hat der Kaiser bald mehr und mehr die Geschäfte an die verantwortlichen Ratgeber aus den Kabinetten gleiten lassen, sich selbst und die eigene Stimme aber oft bis zur völligen Ausschaltung seiner Meinung zurückgehalten.“

So trat er immer mehr in den Hintergrund, während er früher gerne mit Reden an die Öffentlichkeit getreten war. Noch einmal bei Kriegsausbruch war er zum Rührer der Gefühle des Volkes geworden, als er in seiner Rede vom Balkon des Schlosses und in der Rede vor dem Reichstag das klassische Bekenntnis ablegte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“

Aber wenn er nicht selbst als Führer auftrat, konnte er nicht wenigstens durch die Auswahl der richtigen Mitarbeiter dem Volke in der Stunde der Not den Führer stellen? Hier beginnt ein tragisches Kapitel.

Schon die Berufung Bethmann-Hollwegs im Juli 1909 während der Kieler Woche ist unter ziemlich peinlichen Umständen vor sich gegangen. Aber dann bot sich im Juli 1917, nach dem Sturze Bethmann-Hollwegs, eine große Gelegenheit für den Kaiser, nun dem deut-

schen Volke wirklich einen Führer an der Spitze der Regierung zu schenken. Und dieser Führer wäre nach aller menschlichen Berechnung dagewesen, in der Person des Großadmirals von Tirpitz. Statt dessen fiel die Wahl des Kaisers, unter geradezu erschütternden Umständen, auf die Person des in weitesten Kreisen unbekanntem politischen Neulings Dr. Georg Michaelis. Dieser war ein reiner Verlegenheitskandidat, zu dessen Person der Kaiser gelangt war, weil er aus persönlicher Abneigung sich für Tirpitz nicht entschließen konnte.

Eine einmalige historische Gelegenheit, das Unheil im Weltkrieg aufzuhalten, ist dadurch unausgenutzt geblieben. Als nach dem hunderttägigen Intermezzo des Kanzlers Michaelis diese Gelegenheit noch einmal wiederkehrte, ist der Kaiser wiederum an der Person dieses geborenen Politikers vorübergegangen, um auf den müden Greis Graf Hertling zu verfallen.

Das ist die wahre historische Schuld des Kaisers, die auf den November 1918 hinführt.

Den wirklichen Maßstab dafür, was diese Vorurteile des Kaisers praktisch bedeuten, gewinnt man erst, wenn man zum Vergleich die kritische Schicksalsstunde Frankreichs im November 1917 heranzieht, in der alle Garnituren von Ministerpräsidenten erschöpft waren — bis auf Clemenceau. Mit ihm stand der Präsident der Republik Poincaré auf Kriegsfuß. Trotzdem hat Poincaré in dieser Stunde der Not rücksichtslos alle Erinnerungen aus der Vergangenheit und alle persönlichen Erwartungen für die Zukunft zurückgestellt und Clemenceau die Hand entgegen gestreckt.

So und nicht anders kam es zu dem allmählichen, immer rascher fortschreitenden Niedergang der Monarchie. Bis mit der Berufung des Prinzen Max von


Baden jedermann klar wurde, daß es jetzt nicht nur um die Zukunft des deutschen Volkes, sondern um das Schicksal der Monarchie überhaupt ging. Damals wäre die letzte Chance für den Monarchen gewesen, das Schlimmste für Volk und Dynastie zu verhüten, indem er sich selbst an die Spitze von Volk und Armee stellte. Dann wären alle konstitutionellen Paragraphen, die möglicherweise diesem Vorhaben entgegenstanden, wie Zwirnsfäden zersprungen. Aber diese Größe hat der Kaiser nicht aufgebracht.

Was danach kam, das quälende Hinundhersteuern des Prinzen Max und schließlich die peinigende Konsultation der Generale durch den Obersten Kriegsherrn, über das, was er zu tun habe, das alles war nur die logische Konsequenz der veräurten Gelegenheiten, eine Führungsgewalt aufzurichten vor der Absendung des Waffenstillstandsangebotes. Jetzt konnte es sich nur noch um die Frage eines ruhmvollen oder schwächlichen Abganges handeln. Auch da ist der Kaiser der Pflicht eines wirklichen Führers ausgewichen.

Die Geschichte der Regierung Wilhelms II. schloß damit genau so, wie Bismarck es mit feherischem Blick vorausgesehen und dem Prinzen Wilhelm in seinem Brief vom 6. Januar 1888 vorausgesagt hatte, als er diesem ins Gewissen redend schrieb:

„Die festeste Stütze der Monarchie suche ich aber... in einem Königtum, dessen Träger entschlossen ist, nicht nur in ruhigen Zeiten arbeitsam mitzuwirken, sondern auch in kritischen Lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen, als zu weichen. Einen solchen Herrn läßt kein deutscher Soldat im Stich.“

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)



**DORNBUSCH**  
KRAGEN • HEMDEN



Das Gähnen wir als Zeitverbreit  
am hellen Tag, zur falschen Zeit?  
Dem Manne sagt man nicht züviel:  
**Kola DALLMANN**  
macht Müde mobil

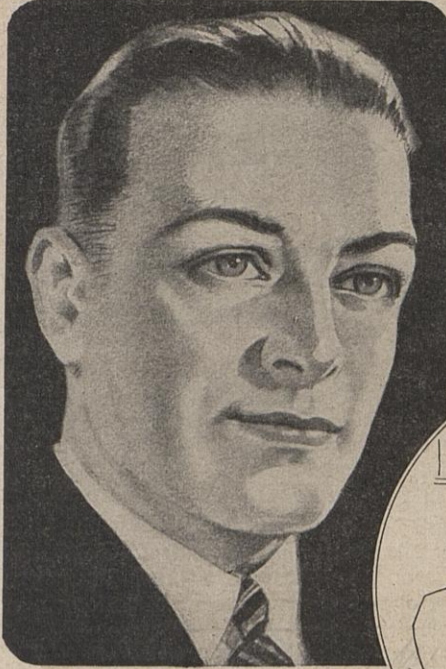


Das große  
Herbstmoden-  
Heft der  
**D A M E**  
erschien soeben! Es bringt die neusten Modelle aus Paris und  
Berlin: Hüte • Mäntel • Kostüme • Kleider und modischen Zubehör  
1 MARK

**Immer  
flott und modern  
wie eine fortschrittliche  
Zeit es verlangt...**



**Bleyle**  
Strickkleidung



Vom Vertreter  
zum  
Verkaufsleiter

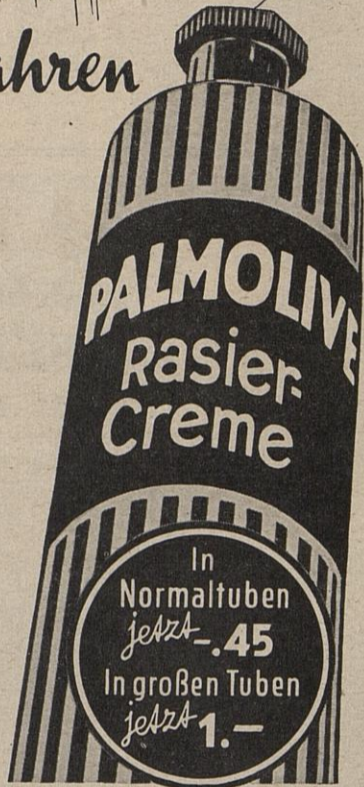
Erich M. —  
schaffte es in 5 Jahren

Erich M. kam als Vertreter mit vielen Menschen zusammen. Er machte hierbei die Erfahrung, daß im geschäftlichen Leben nicht die Fähigkeiten allein den Ausschlag geben, sondern auch die äußere Haltung. Männer, die neben ihren Fähigkeiten auch ein gepflegtes Äußeres besitzen, sprechen immer mehr an.

Zum gepflegten Aussehen gehört die gute Rasur — und zur guten Rasur gehört ein gutes Rasiermittel. Herr M. verwendet die mit Olivenöl hergestellte Palmolive-Rasiercreme, die sich durch vier hervorragende Eigenschaften auszeichnet:

- 1 sie entwickelt rasch einen starken Schaum,
- 2 sie erweicht den härtesten Bart sofort,
- 3 ihr Schaum trocknet während des Rasierens nicht ein,
- 4 sie verbietet jegliches Brennen und Spannen der Haut.

Herr M., dem in so kurzer Zeit dieser Aufstieg gelang, legte Wert darauf, sich morgens angenehm, zeitsparend und hautschonend zu rasieren — und darum benutzt er seit Jahren ausschließlich Palmolive-Rasiercreme.



Mit PALMOLIVE eingeseift — ist schon halb rasiert!



Wer sie prüfte,  
bleibt ihr treu!



Zwilling'sklingen haben sich stets bewährt. Wenn Sie die vortreffliche neue Zwilling's-rasierklinge Extra-dünn zu 10 Pfg. noch nicht kennen, so sollten Sie sie unbedingt sofort probieren. (Sie ist auch in 0,13 mm „Langloch“ lieferbar.) Das kostet Sie nichts und verpflichtet Sie zu nichts. Sie brauchen nur den anhängenden Abschnitt auszufüllen und an uns zu schicken.

Die Numerierung der Seiten zum täglichen Wenden der Klingen ermöglicht sparsamste Ausnutzung.

J. A. Henckels  
Zwilling'swerk  
Solingen

**GUTSCHEIN**  
Dieser Abschnitt berechtigt zum  
Gratlosbezug einer  
Zwilling'sklinge  
Extra-dünn

Tanz im Selbstunterricht  
mit 174 Bildern.

Sie lernen bequem und sicher zu Hause den guten alten Walzer (auch links-herum), Polka, Rheinländer, Menuett, Figurentänze usw., ferner Foxtrott, Slowfox, Tango, One-step, Two-step, Sieptanz, English waltz, Boston usw. Jeder Schritt genau abgebildet und erklärt. — Dazu: „Die Kunst zu plaudern und gewandt zu unterhalten“, die Sie befähigt, sich überall beliebt zu machen. Bestellen Sie die Auflage 1938/39: „Der flotte, redende, gewandte Tänzer“, DM 3,85 portofrei.

Buchversand Gutenberg, Dresden U 95

Gegen Graue Haare

Das seit Jahren bewährte kombinierte Haarwasser

**ENTRUPAL**  
gibt selbst ganz weißem Haar die jugendliche Farbe wieder, befreit von Kopfschuppen und verhindert Haarausfall. In der Anwendung so einfach wie jedes Kopfwasser wird ENTRUPAL sofort benutzt, wenn das erste graue Haar sich zeigt oder Schuppen auftreten. In Fachgeschäften Flasche RM. 4,32. Prospekt kostenfrei, auch durch die Simon's-Apotheke, Berlin D, Spandauer Str. 17

**UHU** Alleskleber  
Klebt jeden Gegenstand  
wasserfest farblos  
Klebt: Papier, Fotos, Stoff, Leder, Holz, Glas, Porzellan, Stein, Bakelite, Metall  
auch beim Zeppelinbau verwendet • in Tuben überall erhältlich ab 20 Pfg.

In der  
**Tarnkappe**  
der Vernunft

Wahnsinnige täuschen die Welt

Von Wolfgang Heinrich

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Ernst Wagner, Lehrer in Degerloch, hat mehrere Dramen geschrieben, die ihm aber von den Theaterdirektionen immer wieder zurückgeschickt werden. Er selbst hält sich für den größten Dramatiker seit Shakespeare, er lebt in dem Wahn, daß alle Menschen seine Feinde seien. Eines Abends gewinnen nach einem heftigen Streit beim Wein die finsternen Mächte über ihn Gewalt, die sein Beruf als Lehrer bisher immer noch zurückgedrängt hatte. Schwere Träume peinigen ihn in der Nacht. Als er am Morgen aufsteht, flüstert er: „Ich bin ein Verworfenener und Verlorener! Keines meiner Lieben soll meine Verworfenheit erben, auf keines soll höhnisch mit Fingern gewiesen werden, weil es zu Ernst Wagner gehört hat!“

Ernst Wagner schlich sich in das Mansardenzimmer der Wohnung hinauf, zu dem er ständig den Schlüssel bei sich trug. Hier bewahrte er alles auf, was er vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder verbergen wollte: Seine Lebensbeschreibung, in der er seine heimlichen Pläne, seine wilden Gelüste und seinen Größenwahn aussprach. Zwei Revolver und 500 Patronen, die er für den „Tag der Rache“ lange angesammelt hatte. Vor allem den Totschläger und den Dolch, mit denen er schon so oft geübt hatte, um seiner Hand sicher zu sein.

Wagner nahm zunächst Totschläger und Dolch und ging mit ihnen in das Schlafzimmer zurück. Seine Frau war durch sein Aufstehen nicht geweckt worden. Er betäubte sie zuerst mit dem Totschläger und stieß ihr dann den Dolch durch Herz und Hals. Hierauf ging er in das Nebenzimmer, wo seine beiden Söhne schliefen, und tötete sie in gleicher Weise. Jenseits der Küche lag das Schlafzimmer der beiden Töchter. Als Wagner zurückkehrte, besaß er keine Familie mehr. Er hatte, wie er in seinem Wahnsinn glaubte, die größte Opfertat vollbracht, die ein Vater überhaupt zu vollbringen vermochte.

Sein Nachthemd warf er auf das Bett, den Dolch legte er in eine Kommode. Es lag ihm nichts daran, die Spuren seiner Tat zu verbergen. Ruhig, als sei nichts geschehen, räumte er die Zimmer auf. Er zog die Bettdecken über die Leichen, ließ die Jalousien herunter und schrieb der Hausbesorgerin auf eine Schiefertafel, daß er einen Ausflug nach Ludwigsburg unternähme. Dann packte er Revolver, Patronen, eine Reisemütze und einen schwarzen Schleier seiner Frau in eine Handtasche und verließ das Haus.

Er wollte auf seinem Fahrrad über die Weinsteige nach Stuttgart hinunterfahren. Aber die Handtasche war eine zu schwere Last. So schob er denn das Rad, gab es in Stuttgart auf dem Bahnhof ab und ging langsam mit der Tasche nach Ludwigsburg. Unter den neuen Telegrammen im Schaufenster des „Ludwigsburger Anzeigers“ fand sich keines aus Degerloch.

Da nahm er in einer Brauerei ein bescheidenes Frühstück zu sich und überlegte sich seine weitere Tageseinteilung. Zuerst mußte er dafür sorgen, daß er auch wirklich seine Familie so vollkommen „erlöste“, wie es ihm möglich war. Er ging nach Eglosheim hinaus, wo sein Bruder verheiratet war. Nur die Schwägerin war zu Hause. Höflich und freundlich begrüßte er sie und ihre Kinder. Seine Töchter seien in Mühlhausen, und er sei auf dem Wege, sie zu besuchen. Wann er zurückkomme, wisse er noch nicht. Könne er nicht in Eglosheim übernachten? Ein Mansardenzimmer wurde ihm zugewiesen, der Schlüssel ihm übergeben. Beruhigt ging er weiter, nachdem er seiner Schwägerin noch drei Mark geschenkt hatte.

„Wie meine Lieben zu Haus werden sie nachts sterben, ohne davon etwas zu merken. Die Familie Wagner wird ausgelöscht sein.“

Nur eins beunruhigte ihn noch: seine Schwester, die in Berlin verheiratet war, und die er nicht mehr erreichen konnte. Vielleicht war sie durch die Gewalt seines Willens aus der Ferne zu erlösen?

Er schrieb ihr auf dem Postamt eine Karte: „Nimm Gift! Ernst.“

Nunmehr hatte Wagner mit allem abgeschlossen. Er unternahm eine Fahrt durch eine Reihe von Dörfern in der Umgebung Stuttgarts, um festzustellen, ob nicht etwas von seinem Vorhaben bekanntgeworden sei. Denn in seinem wirren Gemüt hatte er den Verdacht, die ganze Welt müsse sich im Augenblick mit Ernst Wagner beschäftigen.

Aber friedlich lagen die kleinen Akerdörfer da. Da setzte er sich in einem Gasthaus in Bietingheim nieder, um „für seinen Nachruhm zu sorgen“. Er schickte einem Literaturprofessor in Stuttgart, mit dem er schon zweimal korrespondiert hatte, seine Dramen und flehte ihn an, Herausgeber seiner Werke zu werden. Der Professor werde ihn verabscheuen, weil er ein Ungeheuer sei, aber das dürfe ihn nicht von seiner Aufgabe abhalten, die Welt mit den „Werken eines großen Mannes“ vertraut zu machen.

Am das „Neue Tageblatt“ in Stuttgart sandte er zwei Aufrufe „An die Lehrerschaft“ und „An mein Volk“. Der Aufruf an die Lehrerschaft war voller Hohn über seinen Beruf. Im Aufruf an mein Volk behauptete er, ein großes Beispiel gegeben zu haben. Er schrieb noch einige Familienbriefe und Mitteilungen an Freunde, alle voll von einer falschen Demut, hinter der sich der Stolz des Wahnsinns verbarg. Dann versteckte er in einem Weisfeld sein Rad, die Handtasche und den



Rucksack. Die Reisemütze tief in die Stirn gezogen, den Schleier seiner Frau vor das Gesicht gebunden, stieg er mit zwei Revolvern und zweihundert Patronen in das ahnungslose Dorf Mühlhausen hinab.

Die Sonne ging unter. Auf den heiteren Tag war eine regenschwere Dämmerung gefolgt. Die Bewohner von Mühlhausen waren schon zum großen Teil in ihre Häuser heimgekehrt.

Das Dorf brennt!

Da erscholl plötzlich von einem Ende des Dorfes Feueralarm. Die Scheunen eines Bauern waren in Brand geraten, und trotz des Regens schlugen die Flammen aus dem leicht entzündbaren Stroh in wenigen Minuten hell zum Himmel. Sofort eilte die Dorffeuerverwehr zu Hilfe. Aber sie hatte gerade die Spritzen in Tätigkeit gesetzt, als ein neuer Feueralarm von einer ganz anderen Seite des Dorfes die Verstärkung vermehrte. Es brannte beim Wirt. Ein dritter Feuer-

alarm. Ein vierter. Jetzt konnte kein Zweifel mehr sein: irgendeine verbrecherische Bande war in das stille Mühlhausen eingefallen und zündete es an allen Ecken an.

Eine unbeschreibliche Verwirrung bemächtigte sich der ländlichen Bevölkerung. Männer, Frauen und Kinder rannten aufgeregt und schreiend durcheinander. Ein einziger Gedanke beherrschte sie: hinaus auf die Hauptstraße, hin zum Schultheiß, um ihn zu fragen, was geschehen könne.

Aber mitten auf der Hauptstraße stand mit einem drohend erhobenen Revolver in jeder Hand ein Mann, den man zunächst nicht erkannte. Er hatte die Mütze tief in das Gesicht gezogen, das ein schwarzer Schleier noch mehr verbarg. Triumphierend sah er auf die Brände, die er mit seinem Benzinfeuerzeug heimlich angesteckt hatte, und in denen nach seinem Wunsch Mühlhausen untergehen sollte. Blindwütend schoß er auf jeden Mann, der sich auf der Straße zeigte. Innerhalb weniger Minuten lagen acht Tote und zwölf Verwundete am Boden. Nur die Frauen ließ er vorübergehen.

Trotz der drohenden Revolver rückte plötzlich eine Menschenmauer gegen den Schützen vor. Der wurde durch diesen unerwarteten Angriff überrascht und aus der Fassung gebracht. Er schoß schneller und zielloser, traf jetzt sogar Frauen und Kinder. Mit einemmal waren die beiden Magazine leergeschossen, sie neu zu laden war keine Zeit.

In diesem Augenblick war die Masse über ihm: Menschenfüße trampelten über ihn hinweg. Ein Erdarbeiter zerschlug ihm mit einer Schaufel die rechte Hand. Schlag auf Schlag traf ihn, in das Gesicht, auf die Brust. Als die Menge über ihn hinweg war, lag ein regungsloser Körper am Boden, auf dem das Blut gerann.

Einer riß ihm den Schleier vom Gesicht und starrte ihn an.

„Der Hauptlehrer Wagner!“ schrie er.

Die Mühlhausener hatten den Mann nicht vergessen, der zehn Jahre lang ihre Kinder unterrichtet hatte. Sie hatten ihn gern gehabt, hatten ihn als einen stillen (Fortsetzung auf Seite 1374)

**Flecke**  
auf Wolle, Seide, Leder  
**entfernt**  
schnell, sicher und schonend

**SPECTROL WASSER**  
millionenfach bewährtes  
**Flecken-Reinigungsmittel**  
für  
Wolle, Seide, Leder

**PFEILRING WERKE A.G.**  
BERLIN - CHARLOTTENBURG

Nicht feuergefährlich!  
Nicht explosiv!  
Auch für Zellwolle geeignet  
RM 0.35 0,55 1,00

**Schick ist die Frau**

die aus den vielen hundert Modellen der Ultra-Schnitte ihre Garderobe auswählt, denn diese Modelle werden von stilbewußten und in allen Schneiderkünsten erfahrenen Fachleuten entworfen. Jede Frau findet darunter das Richtige! Und sogar die Ungeübte kann jedes Modell selberschneiden, denn

**nach Ultra-Schnitten**

ist das keine Schwierigkeit: sie „sprechen“ nämlich, das heißt: jedes Seidenpapier-Teil trägt ganz ausführliche Arbeits-Anweisungen deutlich lesbar aufgedruckt. Diesen Aufdruck hat nur der Ultra-Schnitt! Millionen Frauen wissen, wie einfach und praktisch, wie sparsam und zuverlässig er ist, und bestätigen: Schick ist die Frau nach Ultra-Schnitten!

Die neusten Ultra-Modelle bringt  
jeden Monat die MODENWELT!

Von links:  
Ultra-Schnitt  
K 8103  
M 2748

**Für die neue Form der Büstenlinie**

schuf ESCORA diese kleine „Büstenhebe“. Die weiche stützende Versteifung bringt die Brust leicht und angenehm in die natürliche Lage!

Erhältlich in Ihrem Korsettgeschäft. Wir weisen auch Bezugsquellen nach. Bildprospekt H gratis durch: **A**lleinigen Hersteller **ESCORA-FABRIK EDUARD SCHMIDT · COBURG**

**Schnarche gut!**

Mich störst Du nicht mehr im besten Schlaf, ich habe ja **OHROPAX-Geräuschschützer** im Ohr. Weiche, plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörgangs. Schachtel mit 6 Paar RM 1.80 in Apotheken, Drogerien usw.

**Max Negwer, Apotheker, Potsdam 7**

**FOTO - Großkatalog**

mit 300 sprechenden Bildern Gelegenheits-Liste (Fundgrube) Foto-Zeitschrift kostenlos.

Ihr Vorteil: 5 Tage Ansicht, Teilzahl. (1/5), Garantie, Fernberat. d. Deutschl. größt. Fotolad.

**FOTO-SHAJA, München A 28**  
Der Welt größte Leica-Verkaufsstelle

**Rauchen verboten**

Wenn Sie aber Anregung brauchen, dann Quick — es macht frisch und leistungsfähig, bekämpft Nervosität und Abspannung. Im Beruf, beim Sport

**Quick mit Lezithin** für Herz u. Nerven

Packg. RM 0.30 u. 1.15, Kurpackg. 4.—, in Apotheken u. Drogerien

**Jedem Haar Glanz und Schönheit!**

**SCHWARZKOPF EXTRA-MILD „Flüssig“**

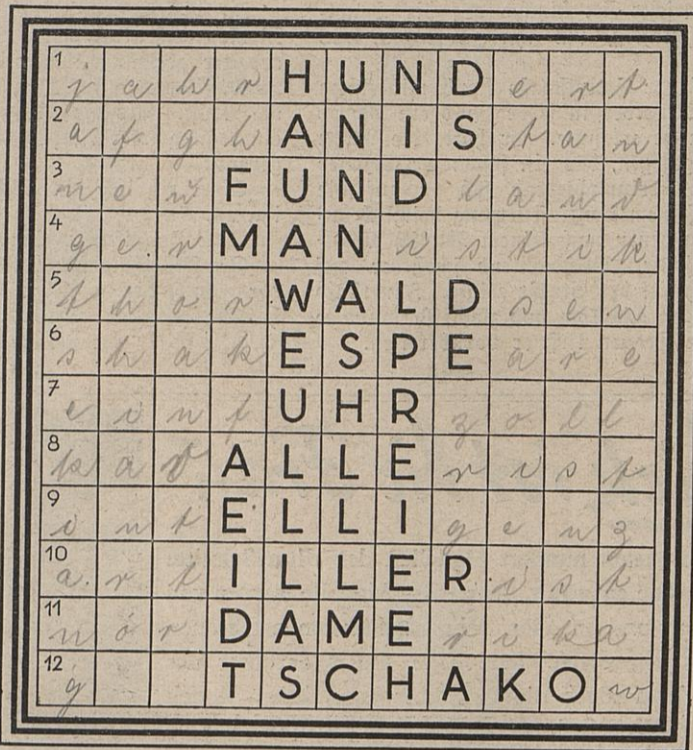
die schäumende Ölhaarwäsche

Für Blonde Spezialsorte Schwarzkopf Extra-Blond „Flüssig“

### Kernwörterrätsel

Jedes der in den waagerechten Feldreihen stehenden Wörter ist der Kern eines andern, größeren Wortes. Die fehlenden Teile sind anzubauen, indem die freien Felder vor und hinter den Kernwörtern mit je einem Buchstaben besetzt werden. Die Anfangsbuchstaben der Wörter von 1 bis 12 nennen einen Strom in China.

1. Zeitabschnitt, 2. Land in Asien, 3. Insel im Atlantischen Ozean, 4. Sprachwissenschaft, 5. dänischer Bildhauer, 6. englischer Dichter, 7. Abgabe für Handelswaren, 8. reitender Soldat, 9. geistige Aufnahmefähigkeit, 10. Angehöriger einer Truppengattung, 11. Teil eines Erdteils, 12. russischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts.



### Silberrätsel

Aus den Silben:  
 a — ab — am — an — au — bau — ben — bra — chi — dach — de — de — dek — di — e — ein — fall — fel — ge — gu — hy — ke — ker — ker — lauf — ling — lus — ma — mus — mut — müt — na — na — na — nau — ne — niz — nus — pho — ra — ra — ran — ras — raub — re — rin — ro — rock — rot — sta — stun — te — ten — ter — the — ti — ton — trau — trek — u — un — ye — wand — za — ze — zin — zip  
 sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnpruch aus dem Jahre 1662 ergeben (ch ist ein Buchstabe).

1. Stadt an der Elbe, 2. Humanist, 3. Schiffsgeländer, 4. Zeitabschnitt, 5. Schiffsraum, 6. Heberbleibsel, auch Vertragsbruch, 7. Kopffühler, Meeresbewohner, 8. Handwerker, 9. Scherzbezeichnung für ein „feierliches“ männliches Kleidungsstück, 10. deutscher Historiker, 11. Beginn der Sprungübung, 12. Vorhängewerk, 13. Heilmittel, 14. Zwiebelgewächs, 15. Mittelpunkt der Familie, 16. antiker Sonntagskranz, 17. südfranzösische Stadt, 18. Kopfbedeckung, 19. Planet, 20. Schrulle, 21. unsachgemäße Wirtschaftsweise, 22. Name einer deutschen Kaiserin, 23. Zugmaschine, 24. Gegengrund.

1	v	n
2	e	n
3	a	n
4	s	t
5	k	g
6	a	l
7	n	z
8	h	e
9	h	e
10	r	k
11	a	n
12	n	n
13	h	p
14	k	h
15	m	e
16	a	r
17	n	z
18	z	z
19	h	h
20	m	p
21	n	a
22	a	h
23	k	e
24	e	n

### Gingekapselte Erdkunde

Baumwollindustrie — Wadenbein — Brigantine — Postulat — Ganghofer — Kretonne — Albernheit — Original — Kulmbach — Schurkenstreich — Leithammel.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Wort geographischer Bedeutung enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine Flußniederung, die Friedrich der Große urbar machen ließ.

### Etwas vom Autofahren

Beim Wort gibt's leicht Zusammenstoß.  
 Ist auch der Schaden oft nicht groß,  
 Den Wagen laß — sollt' dir's passieren —  
 Recht gründlich Wort und reparieren.

## Das schmeckt!

### Ein schmackhafter Salat

Kartoffeln werden gekocht, noch heiß in Scheiben geschnitten und vorsichtig mit einer Tunke vermischt, die man aus verdünntem Parsala, gewiegter Zwiebel, Salz und wenig Pfeffer bereitet. Das gibt einen wundervoll gewürzten Salat! Alle übrigen Schnittsalate wie Tomaten, Gurken, Bohnen, Sellerie, Leipziger Allerlei lassen sich ebenfalls ohne Öl-Beigabe mit Parsala schmackhaft zubereiten.

Übrigens: Parsala leistet vielerlei — es säuert, würzt, spart Öl und Ei! Es ist billig und macht Sauergerichte, Salate, Soßen und Marinaden schmackhafter. Weitere Rezepte in den Lebensmittelgeschäften!

# PARSALA

### Schutz vor Sonnenblendung

und doch beglückend schönes, ermüdungsfreies Schauen in natürlichen Farben, denn: Blau bleibt Blau, Grün bleibt Grün, Rot bleibt Rot. Auer-gesellschaft A.G., Berlin N 63

# NEOPHAN

Blendschutz-glas beim Optiker erhältlich

### Enthaart Exhaarsin

durch ob Gesicht-, Achsel- oder Körperhaare in wenigen Minuten zuverlässige Entfernung durch das neue, wohlführend, m. d. Grand Prix u. gold. Medaille London 1936 ausgezeichnete, Exhaarsin, Notariell beglaub. Dankschreib. auch über ausbleibend. Neuwuchs. (Dauererfolge!) Garant. unschädlich. Klein-Kur 2,65, Kur-Dopp-Pak 4,80, vorteilhaft. Großfläch.-Pak. 6,40 u. Porto. Diskr. Versand. Illustr. Prosp. u. Schönheits-Rezepte gratis. Nur echt vom Hygiene-Institut, Berlin W 15/A 62

### HÜHNERAUGEN

auf und zwischen den Zehen, Hornhaut, Ballen-Schmerzen, Schuhdruck, Reibung beseitigt man mit

Zu haben in allen Drogerien, Apotheken u. Sanitätsgeschäften

# Dr. Scholl's Zino-Pads

Nach Dr. W. M. Scholl amerik. Arzt und Orthopäde. Benutzen Sie Dr. Scholl's Badesalz für Voll- und Fußbad

## Fachingen

### kochsalkarm

Zu viel! Erhalten Sie sich Ihre Schlankheit durch

# JANSSEN's Tee

DR. Werner

50 Pf. u. 2 M. in Apoth. u. Drog. • Dr. Janssen Charlottenburg 1/29 Auch als Dr. Janssen's Tee-Bohnen in Pillenform zum Schlucken Depot in Österreich: Apotheke Weeber, Wien XX, Wintergasse 25

## Weinberg

### SCHOKOLADE

mit der berühmten Weichkremfüllung

Zufriedenheit der Kunden ist mein Leitsatz. Illustriertes Angebot gratis. Sanitätswaren-Versand Arnold, Wiesbaden, Fach 32/P.

### Künstl. Zähne ohne Bürste schnell sauber

durch das unschädliche

# Kukident

## Liput komprimiert

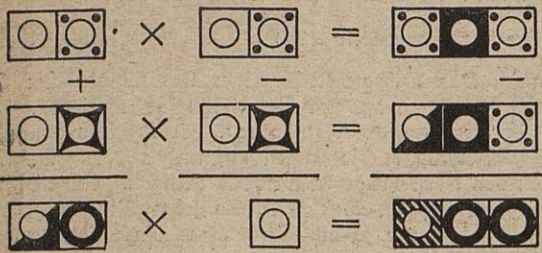
### HARTMANN

Damenbinde in Kleinpackung für Beruf, Reise, Sport

## Der Weg zu schönem Haar - WELLA-KOLESTRAL

Es ist ganz einfach, dem Haar die natürliche Schönheit zu erhalten. Kolestral hilft Ihnen und zaubert auf Ihr Haar jenen Glanz, der auch kostbare Seide kennzeichnet. Achten Sie beim Friseur auf die Wella-Kennmarke!

Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

Sinnpruch nach Punkten

Sch...mel — Haus...r — Schüt...fest — We...en — Se...t — Ber...cke — Strü...r — Sonne...ein — Ver...tung — S...mbänder — Ar...na — Dam...er Die Füllbuchstaben vorstehender Wörter ergeben, aneinandergereiht, ein Wort von Schopenhauer.

Reisebericht

Meine Flasche war noch am 3... v... Die Zigarren kosteten v... 3...

Lösungen der Rätsel aus Nr. 35

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 2. Adolf, 4. Al, 5. As, 7. Paris, 10. Harem, 12. Salat, 15. Anemone, 16. Alba, 17. Frau, 18. Brigade, 21. Breat, 23. Norma, 25. Satin, 27. Mus, 28. Alt, 29. Erker. Senkrecht: 1. Coor, 2. Alpen, 3. Fasan, 4. Ara,

6. Spa, 8. Amerika, 9. Jofani, 10. Haleb, 11. Raabe, 13. Leder, 14. Tiara, 19. Raffe, 20. Donar, 22. Rom, 24. Met, 26. Tatt.

Aus einem Briefe: ergriffen. Vorbei: Gerste, gestern.

Silberträfel: Das Herz ist nur ein kleines Feld; aber es wächst alles auf ihm. — 1. Dostal, 2. Armband, 3. Segelregatta, 4. Haarfieb, 5. Eisenhütte, 6. Revolver, 7. Zypresse, 8. Ilias, 9. Shadow, 10. Thalia, 11. Nebelkrähe, 12. Ulrich, 13. Neblaus, 14. Ehrenwort, 15. Isabella, 16. Nickel, 17. Kotflügel, 18. Libelle, 19. Euripides, 20. Iduna, 21. Randu, 22. Gilbrief, 23. Spinnerei, 24. Freiligrath, 25. Eiffelturm.

Zum Zerlegen:

1. Wunde, 2. Ahorn, 3. Gisch, 4. Narbe, 5. Eider, 6. Ritt. — Wagner. Geförte Mittagsruhe: Gänse, fügen. Rüsselsprung: Wer offenen Sinns ist, findet stets Genossen; Und man verschließt sich dir, bist du verschlossen. Aus dem Persischen.



Jungen sind nicht wehleidig Sie machen sich nichts aus einer kleinen Wunde oder Schramme. Aber weil auch kleine Verletzungen durch Verunreinigung gefährlich werden können, ist es besser, sie durch sofortiges Auflegen von „Hansaplast elastisch“ zu schützen. Dieser Schnellverband infolge seiner Querelastizität ist er „bewegungsfähig“, d. h. er folgt den Bewegungen von Muskeln und Gelenken, ohne zu behindern.

Hansaplast elastisch Schnellverband D.R.P.

Satyrin-Tabletten geg. Alterserscheinungen und sex. Neurasth. Ausk. kostenl. Akt. Ges. Hormona. Düsseldorf 200



„Oh diese Schmerzen — mir graut's vorder Nacht!“ „So wart' doch nicht länger und nimm Balsam-Acht.“ Ist es nicht widersinnig, Rheumaschmerzen zu erleiden, wenn Sie sich mit Balsam 8 so leicht eine weitgehende Linderung verschaffen können? Denn die schmerzlindernden Bestandteile von Balsam 8 dringen gleich nach der Einreibung durch die Poren in die tiefen Gewebeschichten. Man merkt sofort die Wirkung: Ein warmer, heilender Blutstrom fließt durch die Gewebezellen und die feinen Kapillargefäße, Balsam 8 ist auch vorzüglich bei Gicht, Hexenschuß, Gliederreißen, Nervenschmerzen u. a. Achten Sie aber auf die abgebildete Originalflasche in Achtform. Preis RM 1,12. Balsam 8 mit der Tiefenwirkung ist nur in Apotheken zu haben.

Balsam-Acht

Er wahrt seinen Vorteil und bestellt rasch und kostenlos den 224seitigen Photo Katalog S. 2. Teilzahlung, Ansichtsendung Fernberatung kostenlos und unverbindlich. Nürnberg-O NW 2 Der Welt größtes Photo-Haus

SEIT 1896 Webabzeichen Namenband MARKE „BEVO“ weltbekannt BANDFABRIK EWALD Vorsteher WUPPERTAL-WI

Freundschaftsfahrt nach Italien 12. — 22. Oktober Bedeutet eine Reise nach dem sonnigen Süden an sich schon Erfüllung einer Sehnsucht, so wird sich die auf Anregung der „Giornale d'Italia“ von uns veranstaltete 10tägige Gesellschaftsreise durch ihr besonderes Gepräge zu einem unauslöschlichen Erlebnis gestalten. Unsere Freundschaftsfahrt beginnt am 12. Oktober in Berlin und führt die Teilnehmer über München quer durch die majestätischen Alpen zunächst nach Bozen. Im Sonderzug geht es dann weiter durch Nord- und Mittelitalien nach Rom, Neapel und wieder hinauf ins schöne Florenz. Am 23. Oktober treffen wir wieder in der Heimat ein. — Da die Teilnehmerzahl beschränkt ist, sichert nur sofortige Anmeldung die Teilnahmemöglichkeit. Preis ab und bis Berlin 145.- RM. ab und bis München 115.- RM. Nähere Auskunft u. Anmeldung durch alle Filialen u. durch das REISEBÜRO DES DEUTSCHEN VERLAGES Berlin SW 68, Kochstraße 22-26 — Fernsprecher: 17 49 01

SIEMENS HEIMBÜGLER RM 280,- vollelektrisch für Wechselstrom. ... sogar für Oberhenden. Hier abtrennen An SIEMENS-SCHUCKERTWERKE AG BERLIN-SIEMENSTADT AK 5 Bitte, senden Sie mir unverbindlich Ihre Broschüre „Urteile aus Stadt und Land“ Name: Anschrift: K 5 83

An Lübeck kann man sich nicht satt sehen! Verlangen Sie bitte die ausführliche, reich bebilderte Werbeschrift 1938 in den Reisebüros, in der Auskunft- und Werbezentrale „Deutschland“ (Berlin, Columbus-haus) oder von der Lübecker Verkehrs- und Wirtschaftswerbung e. V. in Lübeck.



Die von neuem  
enthiüllte

## Naturschönheit Ihres Haares

Wenn Sie das ausgezeichnete *Palmolive-Shampoo* für Ihre regelmäßige Kopfwäsche verwenden, dann sind Sie gewiß, daß Sie Ihr Haar nicht nur gründlich von allen Unreinheiten befreien, sondern auch jedesmal von neuem seinen seidig-schimmernden Naturglanz enthüllen.

Dieses mit *Olivenöl* hergestellte Kopfwaschpulver ist frei von Soda, eignet sich für jede Haarfarbe und läßt sich leicht und vollkommen ausspülen. Ihr Haar erhält wieder seine duftige und lockere Fülle, ohne daß selbst bei Dauerwellen eine Nachbehandlung erforderlich wäre.

Doppelpackung 18 3 2 Beutel für 2 Haarwäschen

**CHESEBROUGH Vaseline**

„mit dem Leuchtturm“

Sie pflegt und heilt die Haut so gut — weil sie ganz rein ist. Achten Sie auf die Schutzmarke mit dem Leuchtturm! Erhältlich in Tuben, Gläsern und Dosen von 15 Pfg. an.

Wohne schön und richtig Bauwelt-Sonderheft 8  
Preis 1 M. Bauwelt-Verlag, Berlin SW 68, Bauwelthaus

Männer erhalten wichtige Broschüre gegen sex. Neurasthenie diskret u. kostenl. von SCHULTE & CO., Komm.-Ges., Frankfurt a. M., Schließfach Nr. 35

**6 Vorzüge**  
machen ihn begehrt!

1. Leichte Schrift für jede Hand
2. Schreibt und zeichnet wie ein Bleistift
3. Gibt scharfe Durchschriften mit Tinte
4. Schreibt auf glatten und rauhen Flächen
5. Feder leicht auswechselbar
6. 4 verschiedene Schriftstärken

**HARO Füllhalter mit der Glasfeder**

3 Jahre Garantie - Preis RM 2.45 bis RM 3.25 in jedem Schreibwarengeschäft zu haben.  
Prospekt durch HARO-Füllhalterfabrik Frankenstein/Schlesien 1

Schmerzfrei und das Gefühl körperlicher und geistiger Frische nach einer Apotheke G. Ludwigs

## Eins-Zwei-Drei - Tablette

Diese angenehme Doppelwirkung ist es, die auch Sie restlos zufriedenstellen wird. Einen Eins-Zwei-Drei-Tabletten-Ersatz gibt es nicht. Orig.-Pack. ausschließlich in Apotheken. 10 St. -.60, 20 St. 1.10, 100 St. 4.30 M.

## In der Tarnkappe der Vernunft

(Fortsetzung von Seite 1371.)

und höflichen Menschen gekannt. Das Unbegreifliche seiner Tat lähmte ihre Gemüter. Wie auf Befehl räumten sie die Straße und ließen ihn für tot liegen.

So fand ihn nachts um 2 Uhr der Stationskommandant. Er lag bewegungslos über dem Rinnstein, aber plötzlich schlug er die Augen auf und atmete. Da ließ ihn der Stationskommandant in das leerstehende Armenhaus bringen. Am nächsten Tag fand er im Krankenhaus zu Baihingen Aufnahme, wo seine Wunden geheilt und sein rechter Unterarm amputiert wurde. Nach seiner Genesung wurde er dem Untersuchungsrichter vorgeführt und dann zur Beobachtung einer Irrenklinik überwiesen.

### Der gefährlichste Wahnsinn . . .

Inmitten weiter Gärten liegt abseits der Universitätsstadt, durch hohe Mauern von der Welt abgetrennt, die Universitätsklinik. Ihre friedliche Außenseite stand im Gegensatz zu der Aufregung, die im September 1913 in ihren Räumen herrschte. In seinem Arbeitszimmer saß der Vorsteher der Irrenabteilung, und rings um ihn standen seine Assistenten mit erregten Mienen.

„Wagner ist also eingetroffen?“ fragte der Professor.

Sein erster Assistent bejahte.

„Sind auch alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, damit dieses Ungeheuer hier kein Unglück anrichten kann? Er muß ein Zimmer haben, das abseits von allen übrigen Patienten liegt. Die Korridore müssen unter ständiger Bewachung stehen. Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir für alle unsere Kranken jetzt mehr verantwortlich sind als je!“

Seine Assistenten beruhigten ihn, daß für die Zeit der zwei bis drei Wochen, die für die Beobachtung Wagners vorgesehen waren, die Vorsichtsmaßnahmen verstärkt und die Zahl der Wärter vermehrt wären.

„Dann führen Sie mir also Wagner vor! Aber bleiben Sie hier und sorgen Sie dafür, daß auf dem Korridor handfeste Leute für alle Fälle bereitstehen.“

Wenige Minuten später öffnete sich die Tür zum Zimmer des Professors. In Begleitung eines Wärters trat ein kleiner, zierlicher Mann ein, der sich trotz der körperlichen Schwäche infolge der Operation standhaft aufrecht hielt. Er war mit großer Sorgfalt gekleidet. In der Tür machte er eine tiefe Verbeugung.

„Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, Herr Professor, daß Sie die Aufgabe übernommen haben, mich zu untersuchen. Sie werden selbst sehr schnell erkennen, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die ich hier im Hause bereits zu sehen Gelegenheit hatte. Ich bin im vollen Besitz meiner Geisteskräfte, ich bin kein Wahnsinniger. Ich beging meine Tat mit Bewußtsein und Ueberlegung. Ich verlange meine Strafe.“

Der Professor war sprachlos. Die Erscheinung Wagners war so verschieden von allem, was er erwartet hatte, daß er zunächst eine Pause brauchte, um seine weiteren Fragen vorzubereiten. So antwortete er: „Erzählen Sie mir Ihre Tat!“

Wagner begann. Er war sichtlich bemüht, seine Sätze gewählt zu formen und sich streng an die Wahrheit zu halten. In seinem Munde nahm die Schilderung der Vorgänge fast den Charakter eines nicht beteiligten Augenzeugen an.

Für den Professor und seine Assistenten gab es nichts Furchtbarereres als diese sachliche Schilderung einer unerhörten Tat aus dem Munde des Täters selbst.

Unwillkürlich rief der Professor: „Aber wie konnten Sie, gerade Sie, zu einer so unmenschlichen Tat kommen?“

Wagner lächelte schmerzlich: „Gerade ein so großer Mediziner wie Sie mußte mich verstehen. War es nicht menschlich von mir, das viele Leiden, das durch einen so entarteten Menschen wie mich über meine Familie kommen mußte, zu verhüten? Und begreifen Sie nicht, daß ein Mensch, der gleich mir sein ganzes Leben lang verfolgt und verhöhnt wurde, vor dem Ende seines verpfuschten Lebens wenigstens seine Rache haben will? Ich habe mir mein Recht genommen!“

„Aber Wagner“, beharrte der Professor, „es hat Sie ja niemand verfolgt, es hat Sie ja niemand verspottet! Hier lesen Sie doch die Auslagen Ihrer Berufskollegen, Ihrer Freunde, ja selbst der Fremden, mit denen Sie nur gelegentlich zusammenkamen! Alle sind voller Anerkennung für Sie, alle sagen, daß Sie ein höflicher, daß Sie ein tüchtiger und ein pflichtgetreuer Mann waren! Niemand dachte daran, Sie je über die Achsel anzusehen, Sie mißachtend oder spöttisch zu behandeln!“

„Es ist theoretisch nicht ganz unmöglich“, sagte Wagner langsam. „Ich habe genug gelesen, um zu wissen, daß man sein eigenes Minderwertigkeitsgefühl nach außen verlegen, daß man es objektivieren kann. Es ist, wie gesagt, theoretisch möglich.“

Er griff nach den gerichtlichen Dokumenten, die ihm hingehalten wurden, und vertiefte sich in sie. Je weiter er las, desto mehr verdüsterte sich sein Gesicht. Als er wieder aufblickte, waren seine Züge ganz finster geworden, und zum erstenmal sah der Professor in die Augen des Massenmörders von Mülhhausen.

„Aber, meine Herren“, schrie Wagner mit einer hohen, sich überschlagenden Stimme, „wenn das stimmt, wenn Sie gegen mich recht haben, dann ist ja alles noch viel schrecklicher, als ich geglaubt habe! Dann bin ich ja der vom Schicksal am meisten verfolgte Mensch, den es je auf Erden gegeben hat! Es ist nicht auszudenken, ich will es nicht ausdenken! Alle die vielen Spottworte, die ich gehört habe, können keine Täuschung sein, meine Beobachtungen und meine Rache waren Gerechtigkeit und Wahrheit!“

„Wir können so nicht fortfahren!“ flüsterte der Professor seinem ersten Assistenten zu, „sonst geben wir diesem Kranken einen neuen Wahn, der schlimmer sein kann als der alte. Ich danke Ihnen, Wagner, Sie können jetzt gehen.“

Zögernd sah Wagner von einem zum anderen: „Ich hoffe, meine Herren, Sie sind jetzt alle davon überzeugt, daß ich geistig gesund bin. Nicht wahr, ich habe meinen Kopf verwirkt? Ich könnte ja auch nicht mehr leben!“

Er wendete sich angstvoll an den Professor: „Und welches wird Ihr Gutachten sein, Herr Professor?“

Der Professor vermochte nicht in diese kummervollen Augen zu sehen: „Das darf ich Ihnen nicht sagen, Wagner. Das ist Berufsgeheimnis!“

Als der Massenmörder von Mülhhausen das Zimmer verlassen hatte, atmeten die Ärzte erleichtert auf. Sie fühlten jetzt erst ganz, unter welchem beinahe unerträglichen Druck eines verirrten Geistes sie während dieser Stunde gestanden hatten.

Schließlich sagte der Professor: „Der gefährlichste Wahnsinn ist der Wahnsinn in der Tarnkappe der Vernunft!“

Ende.

# H U M O R

Zeichnung: F. Erich

„Jede Frau hat irgendwie eine eigenartige Note!“

„Meine nicht.“

„Deine nicht? Wie eigenartig.“

\*

„So eine Motte führt doch eigentlich ein trauriges Leben!“

„Wieso denn?“

„Na, ich bitte dich! Verbring du mal den Sommer im Pelzmantel und den Winter im Badeanzug!“

\*

In einem New-Yorker Restaurant entdeckte ein Gast auf dem Salatteller einen kleinen Wurm. Er brüllte nach der Bedienung.

„Oh“, meinte das hübsche junge Mädchen und schnippte mit dem Finger hoheitsvoll das Würmchen vom Teller.

„Vielen Dank!“ stotterte der Gast verblüfft.

„Bitte sehr“, antwortete die Miß, „Sie brauchen mich nur zu rufen, wenn Sie noch etwas finden sollten!“ Lächelte, und spazierte von dannen.

\*

„Na, Frigchen“, fragte die Mutter, „hast du dich heute auch mal gemeldet, wenn der Lehrer im Unterricht etwas fragte?“

„Ja, Mutti, dreimal!“

„Bravo! Was war denn das?“



„Ich möchte gern für meinen Mann drei Kragen haben — so weit ungefähr!“

„Der Lehrer hat neue Rechenaufgaben erklärt und hinterher jedesmal gefragt, wer es denn noch nicht begriffen hätte.“

\*

„... nein, meine Dame“, gibt der Angerufene am Telefon zurück, „da sind Sie falsch verbunden, ich bin nicht Arzt, sondern Professor der Musik!“

„Richtig, richtig — gerade Sie wollte ich wegen meines Leidens gern mal aufsuchen, ich hab nämlich ständig so ein Singen im Ohr!“

\*

„So — du hast in der Lotterie fünfhundert Mark gewonnen! Es scheint wirklich zu stimmen: Je dümmer ein Mensch ist, desto mehr Glück hat er!“

„Und es stimmt doch nicht, denn sonst hätte ich noch viel mehr gewinnen müssen!“

\*

Er und sie stehen vor dem Juwelierladen.

„Sieh nur, Walter“, flüsterte sie schmeichelnd, „was für ein wunderbarer Diamantring!“

„Wunderbar“, muß Walter zugeben, „wirklich wunderbar! Sollte ich Dir jemals einen Diamantring abschlagen, so schlage ich dir nur solch einen Diamantring ab!“

Schönere Figur durch:

## Felina



Büstenhalter **Felina B 1368**, Spezialmodell für mittlere und starke Figuren, aus schwerem Atlas und guter Spitze, elegante Ausführung, mit wasch- und kochechter Bruststütze. Gr. 4-10. Farbe lachs, blau RM. 3,95

Hüftgürtel **Felina-Ultra B**, für vollschlanke und starke Figuren, aus strapazierfähigem Jacquard und Seidengummi, mit oder ohne Rückenschnü- rung. Größe 70-100. Farbe koralle . . . . . RM. 10,75

Bezugsquellen - Nachweis durch: KORSETTFABRIK FELINA MANNHEIM

## Ihr Gesicht - Ihr Erfolg



Schön sein heißt Erfolg haben. Ein zarter, reiner Teint erregt überall Bewunderung, gibt Ihnen das glückliche Selbstgefühl, gut auszusehen. Hierzu das einfachste Rezept: Nehmen Sie einen Wattebausch, etwas Scherk Gesichtswasser, und reinigen Sie damit täglich Ihr Gesicht. Sie entfernen Unreinheiten und Mitesser wirksam und porentief und erhalten eine gesunde, frische Haut. Fl. zu 0.80, 1.25, 2.20 u. größer.



### Scherk Gesichtswasser



So harmlos beginnt das Fest:  
Mit Fahnen und bunten Tüchern ziehen die  
Familien zum Kolo-Tanz auf den Marktplatz.  
Alle Aufnahmen: von Estorff-Volkman

# DÄMONENZAUBER

## vor der Kamera!

Ein Bildbericht aus dem Grenzgebiet des Erforschlichen

**D**uboka — das ist nur der Name eines kleinen Balkandorfes. Aber die drei Silben dieses Namens umschließen ein Geheimnis — ein bis heute noch nicht völlig gelöstes Problem aus den Grenzreichen der Seelenkunde. Jedes Jahr wird in Duboka ein großes altflawisches Fest begangen, und alles strömt zum wildfeierlichen Kolo-Tanz auf den Straßen zusammen. Und jedes Jahr ereignet sich — mit unfehlbarer Sicherheit immer wieder an diesem einen Tage — etwas Unheimliches: Die Frauen fallen während des Tanzes eine nach der anderen in einen Dämmerzustand. Sie stürzen zu Boden, schlagen wild um sich, reden „in Zungen“, sprechen mit Verstorbenen oder singen... Das äußere Bild ist nicht unähnlich einem massenhaft auftretenden epileptischen Anfall. Und ausschließlich bei den Frauen von Duboka geschieht dies! Die Frauen aus anderen Dörfern, die oft um dieses Schauspiel willen eigens nach Duboka kommen, erleiden derartige Anfälle nie. Der Volksglaube der Gegend meint, daß die Frauen von Duboka von Dämonen besessen sind, daß man aber die

bösen Geister austreiben und alles zum Guten wenden kann, wenn man bestimmte Zeremonien beachtet. Deswegen hat auch der ganze Vorgang samt seinem unheimlichen Kern fast die Gestalt eines Volksbrauchs angenommen. Der Anfall von Besessenheit gehört sozusagen zum Festprogramm... Dennoch ist gar kein Zweifel, daß diese Anfälle echt und nicht etwa gespielt sind. Auch die Bilder — die ersten, die den ganzen Vorgang dokumentarisch festhalten — beweisen es. Und die Erklärung? Die Meinung der Wissenschaft geht dahin, daß es sich um eine Fähigkeit zur Selbsthypnose handelt, die vielleicht noch durch Erb-anlage gesteigert ist. Die Frauen von Duboka haben die Fähigkeit, sich selbst zu hypnotisieren, und in ihrem hypnoseähnlichen Zustand erleben sie, was der Brauch ihnen suggeriert. Man erinnert zum Vergleich an die Massenvisionen im religiösen Wahn, die auch meist on ganz bestimmte — oft festliche — Anlässe anknüpfen... Aber damit ist der Vorgang höchstens beschrieben, nicht erklärt. Vielleicht wird er auch nie erklärt werden. Wir befinden uns hier hart an der Grenze des Unerforschlichen.



Einmal in jedem Jahr erlebt Duboka, ein abgelegenes Dorf im östlichen Jugoslawien, seine große Sensation:

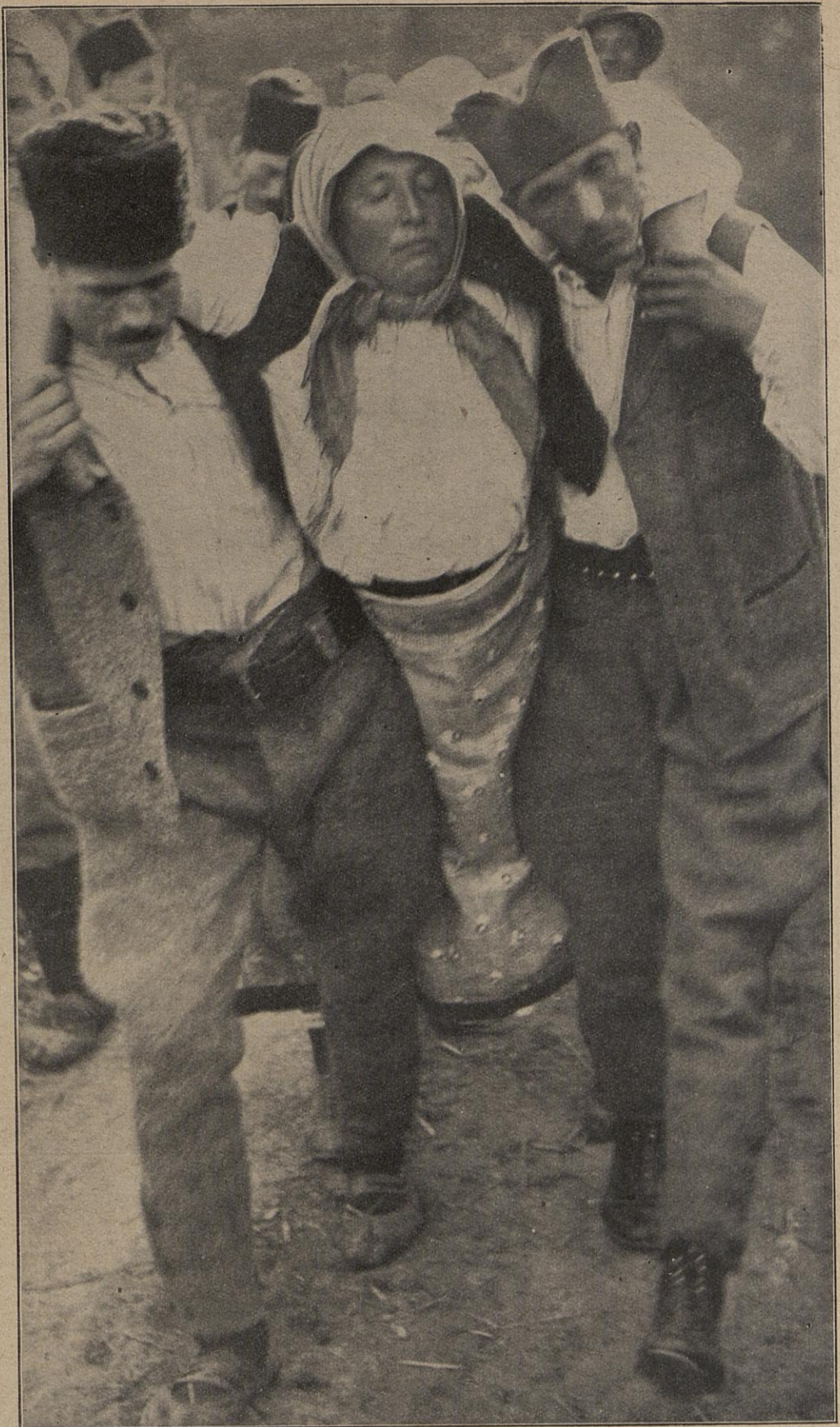
Die Frauen fallen in Trance!

Mitten beim Kolo-Tanz, mit dem auf allen Straßen dieses altflawische Fest begonnen wird, brechen die Frauen von Duboka, eine nach der anderen, zusammen und bleiben in schwerer Trance am Boden liegen, manchmal wild um sich schlagend, manchmal singend oder mit verstorbenen Angehörigen redend.



Tanz zur Geisterbeschwörung:

Männer und Freunde der Familie tanzen inzwischen um die Daliegende herum und rufen alle guten Geister an, die bösen Geister, die in die Frau gefahren sind, zu vertreiben. Meist lässt die Frau selbst in ihrer Trance die Namen der Personen, die ihr diesen Liebesdienst erweisen sollen. Ueberhaupt verlaufen diese Fälle stets ganz gleichförmig und regelmäßig; und vollkommen geregelt, fast wie ein Brauch, ist auch das Verhalten der Männer.



Die bösen Geister weichen!

Erste Zeichen des wiederkehrenden Bewusstseins haben sich eingestellt. Nun wird die Erwachende schnell zum Dorfbach getragen...



Noch nicht erwacht?

Von Zeit zu Zeit prüfen die Männer durch Rufe und vorsichtige Berührungen, ob die Bewußtlose noch keine Zeichen des Erwachens gibt.

Ein Schluck kühlen Wassers,

den ihr der Mann aus dem Bach in der hohlen Hand darreicht, bringt sie vollends zu sich. Zum Schluß muß sie den Dorfbach durchschreiten, und jetzt herrscht eitel Freude: Denn der Volksglaube meint, daß die bösen Geister im Bach zurückbleiben, und daß nun für den Rest des Jahres der Familie kein Unheil widerfahren kann.





Hollands Königin Wilhelmina feierte ihr vierzigjähriges Regierungsjubiläum.

Weltbild

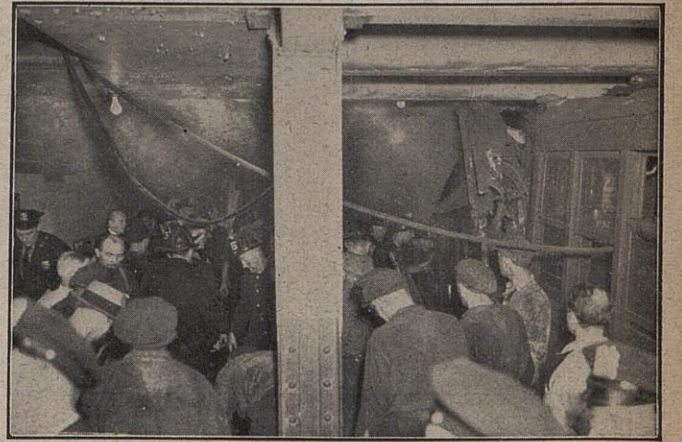
Mit der Thronfolgerin Prinzessin Juliana und Prinz Bernhard nahm sie die Huldigungen von zweitausend Sängern und Sängerinnen entgegen.



Nach dem Tschangkufeng-Zwischenfall:

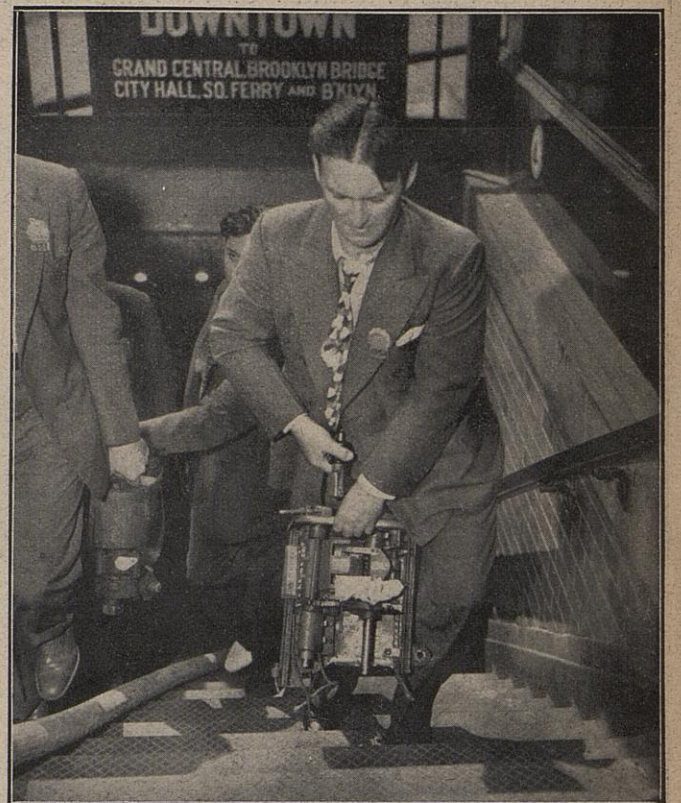
Japanische und sowjetrussische Offiziere verhandeln über den Austausch der Gefallenen. Der dritte von rechts: Der sowjetrussische General Stern, der den Waffenstillstand unterschrieb.

## U-Bahn-Unglück in New York



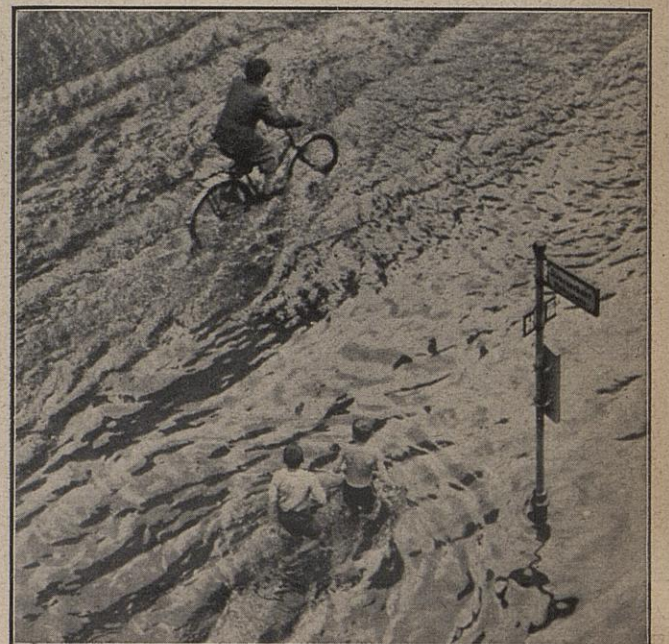
Polizei und Feuerwehr bergen Tote und Verletzte aus den Trümmern.

Einer Frau, die im letzten Augenblick in einen Zug sprang, wurde der Arm zwischen die sich automatisch schließenden Türen geklemmt, worauf jemand die Notbremse zog. Auf den plötzlich haltenden Zug fuhr der nächste in voller Geschwindigkeit auf. Im selben Augenblick erfolgte eine Explosion, in den überfüllten Zügen entstand eine wilde Panik.



Nach der Katastrophe

wurden Maschinenteile des aufgefahenen Zuges sichergestellt, um das Versagen der Sicherheitsvorrichtungen zu klären. Associated Press (2)



Wo bleibt die Straßenbahn ...?

Ein Wolkenbruch über Berlin setzte einzelne Straßen bis zu fünfzig Zentimeter unter Wasser. Ununterbrochen wurde die Feuerwehr alarmiert, mit ungewöhnlicher Heftigkeit tobte sich das Gewitter aus. Th. Eisenhart